

Meinrad Pichler

BEI DER ARBEIT

Bilder aus der Vorarlberger Arbeitswelt
von 1880 bis 1938



BEI DER ARBEIT

EUGEN-RUSS-VERLAG

BEI
DER
ARBEIT

Handwritten signature
12.11.89

Meinrad Pichler

BEI DER ARBEIT

BILDER AUS DER VORARLBERGER ARBEITSWELT
VON 1880 BIS 1938

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Hausarbeit-Hausindustrie	8
Landwirtschaft	15
Handwerk-Gewerbe	30
Dienstleistung-Handel-Verwaltung	46
Industrie	57
Das Bauwesen	78
Verkehr-Transporte	108
Kinderarbeit	122
Bildquellennachweis	126
Literatur	127

IMPRESSUM

– © dieser Ausgabe: Eugen-Ruß-Verlag, Bregenz 1989

– © der Bilder: siehe Bildquellennachweis

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Rudolf Zündel

Gesamtherstellung: Ruß Druck Bregenz-Lochau

Printed in Austria

ISBN 3-85258-011-0

Einleitung

Am 9. Juni 1848 kündigte der „Daguerrotypist“ Gebhard Giesinger im „Bregenzer Wochenblatt“ an, er sei in der Lage, „Lichtporträte in allen üblichen Formaten“ anzufertigen. Damit beginnt in unserem Lande die Geschichte der Photographie. Ob Giesingers Hoffnung auf „zahlreiche Bestellungen“ allerdings in Erfüllung ging, bleibt eher zu bezweifeln. Zwar stellte sich mit dem Dornbirner Ignaz Schwendinger bald ein zweiter Photograph dem Publikum vor, doch wanderte dieser wegen mangelnden Geschäftsganges in den siebziger Jahren nach Amerika aus. Das gesamte 19. Jahrhundert hindurch blieb die Photographie auf einen sehr kleinen Personenkreis und auf wenige wesentliche Lebenssituationen (z. B. Hochzeit) beschränkt.

Erst mit der Schaffung der Infrastruktur für die zweite Industrialisierungswelle ab 1880 finden sich auch in Vorarlberg Belege dafür, daß das Porträt nicht mehr das ausschließliche Betätigungsfeld der Photographen darstellte. Die Gründe dafür waren einerseits die Fortschritte auf kameratechnischem Gebiet, andererseits das Bewußtsein der Pioniere dieser Gründerzeit, mit ihren Gebäuden und Verkehrsanlagen tatsächlich Einmaliges und Großes zu schaffen. So wurde beispielsweise der Bau der Arlbergbahn in der ersten Hälfte der achtziger Jahre in verschiedenen Streckenabschnitten und Bauphasen durchphotographiert. Natürlich geht es bei diesen Bildern nicht um die zahllosen an den jeweiligen Baustellen arbeitenden Menschen, sondern um das Bauwerk selbst oder um die technischen Errungenschaften, das heißt die neuesten Maschinen, die das Große der neuen Zeit zu signalisieren hatten. Aber Menschen kommen vor, wenn auch des öfteren eher zufällig oder in unnatürlicher Pose. In den Fabriken allerdings wurden in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die Maschinen häufiger ohne das sie bedienende Personal abgebildet. Das betrifft vor allem die Textilindustrie in den zwanziger Jahren. Es ging darum, das Neue, das Imposante festzuhalten, nicht die alltäglichen Arbeitsbedingungen. Eine Ausnahme bildete die Lebensmittelindustrie, die darauf bedacht war, gerade den Produktionsablauf der Öffentlichkeit zu

zeigen, um damit die hygienische Qualität des Produktes vorzuführen. Deshalb ist auch in diesem Band die Nahrungsmittelindustrie – gemessen am Produktionsumfang – überrepräsentiert. Im Gegensatz zu verwaltenden Tätigkeiten: daran fand man kaum etwas, das es wert gewesen wäre, bildlich festgehalten zu werden. Dies betrifft nicht nur die Büros und Kontore von Produktionsbetrieben, sondern ebenso die öffentliche Verwaltung und das Bankwesen. Beim Geldzählen wollte sich offensichtlich niemand auf die Finger schauen lassen, und Werbekonzepte, die mit den eindrucksvollen Bildern vom Interieur von Geldinstituten oder Handelsgeschäften locken wollten, gab es noch nicht.

Und wenn bei Handwerkern oder Bauern jemals photographiert wurde, war dies etwas Außergewöhnliches, Nichtalltägliches, deshalb meist auch die sonntägliche Kleidung. Das häufigste Motiv der Dorfphotographie zeigt eine aufgefädelte Familie (oft auch noch Dienstboten oder Nachbarn), vor dem eigenen Haus stehend. Da das Objekt des Stolzes, nämlich das Haus, zur Gänze aufs Bild mußte, gerieten die Personen entsprechend klein. In etlichen Dörfern allerdings hat es passionierte Hobbyphotographen gegeben, die, wie etwa Konrad Nußbaumer in Langenegg, sich über gängige Schemata hinausentwickelt haben. Photographien, die in der Absicht hergestellt wurden, realistische Ausschnitte aus einer jeweiligen Arbeitswelt zu zeigen, sind also für den hier behandelten Zeitabschnitt eine absolute Rarität. Deshalb mußte bei der Auswahl auf einige „gestellte“ Bilder zurückgegriffen werden, die aber immer etwas von der jeweiligen Tätigkeit vermitteln.

Mit dem Nationalsozialismus – deshalb endet dieser Band auch mit dem März 1938 – erhält die Photographie der Arbeitswelt allerdings eine völlig neue Dimension. Der arbeitende Mensch wird als „Held der Arbeit“ in Szene gesetzt, die staatliche Propaganda versucht, die vorgebliche Wertschätzung der Arbeitenden auch optisch zu verkünden. So sehr sich aber die früheren Photos von den nationalsozialistischen Ideologiebildern ästhetisch unterscheiden, die Wirklichkeit vermitteln beide nur gebrochen.

Arbeitsfreud' und Arbeitsleid der Abgebildeten können vom Betrachter nur erahnt werden. Die Bilder können/sollten dazu aktivieren, über das unmittelbar Sehbare hinauszudenken, Umstände und Befindlichkeiten zu rekonstruieren; sich daran zu erinnern, unter welchen Bedingungen unsere Vorfahren ihren Lebensunterhalt erarbeiten mußten.

Zugleich verweisen die photographischen Abbildungen auf heute großteils nicht mehr praktizierte Arbeitstechniken, auf frühere Organisationsformen, bewährte Arbeitsabläufe und auf vielfach in Vergessenheit geratenes Arbeitsgerät, es sei denn, man findet es noch in entfremdeter Funktion und Umgebung als nostalgische Dekoration.

Von den arbeitenden Menschen, Arbeitstechniken, -abläufen und -geräten handeln auch die bildbegleitenden Texte, in denen zudem Fachausdrücke, die mit der ehemaligen Arbeitswelt verschwunden sind, in Erinnerung gerufen werden. Für die Älteren unter den Lesern handelt es sich dabei durchwegs um Bekanntes; die Jüngeren werden vielleicht doch manches Stück eines zurückliegenden Neulandes entdecken.

Die in diesem Band gezeigten Bilder sind aus verschiedenen Beständen zusammengetragen worden. Leider gibt es in Vorarlberg keine Institution, die sich systematisch und landesweit der alten Photographie annimmt. Diesen erheblichen Mangel kompensieren aber zumindest teilweise jene engagierten Lokalhistoriker und Sammler, die alle auch die Bedeutung bildlicher Quellen erkannt haben. Ohne ihre oft schon jahrelange Sammeltätigkeit hätte dieser Bildband nicht entstehen können. Den Herren Erwin

Bennat, Adolf Bösch, Elmar Fröweis, Karl Gamon, Siegfried Heim, Richard Huter, Willi Meusburger, Hubert Mohr, Norbert Peter, Willy Rupp, Wolfgang Rusch und Willi von der Thannen sei deshalb herzlich gedankt, weil sie ihre Bestände bereitwillig zur Verfügung stellten. Auch die Stadtarchive von Bregenz und Dornbirn und mit Einschränkungen das Vorarlberger Landesmuseum haben ihre Photosammlungen zugänglich und benutzbar gemacht. Oft verfügten die genannten Sammler und Institutionen nicht über das jeweilige Originalphoto, sondern hatten ihrerseits bereits später hergestellte Abzüge und keine Kenntnis vom Verbleib des Originals. Deshalb wird im Bildquellennachweis der Leihgeber ausgewiesen, der keineswegs mit dem Besitzer des Originalbildes identisch sein muß. Dies scheint gerechtfertigt, da die Genannten es waren, die die jeweiligen historischen Photos gesucht, gefunden, gerettet und aufgehoben haben.

Die Namen der Photographen waren in den meisten Fällen viel schwerer zu eruieren als jene der abgebildeten Personen. Sie, deren Abbildungen mehr oder weniger zufällig vorm Verlorengehen bewahrt wurden, werden nun nicht mehr ohne weiteres von der Bildfläche verschwinden. Die Spuren ihres Arbeitslebens sind gesichert. Und gerade durch diese mit Arbeit ausgefüllte Existenz stehen sie stellvertretend für all ihre anonym gebliebenen Zeitgenossen.

Zwei solchen Personen, deren langes Leben fast ausschließlich aus schwerer körperlicher Arbeit unter sehr kargen Bedingungen bestand, sei dieses Buch gewidmet: meinen Eltern Franz und Josefine Pichler.



Der Photograph war ein Bote der neuen Zeit. Daß diese Dokumentation entstehen konnte, daß wir heute über gezeichnete oder gemalte Bilder hinaus originale Bildquellen besitzen, verdanken wir Männern wie dem Photographen Kaspar Hiller aus Bezau, der sich um 1920 mit Selbstausrücker aufnahm.

Die meisten der frühen Lichtbildner stellten auch einen Teil ihrer notwendigen und ausgetüftelten Zusatzgeräte selbst her. Die phototechnischen Anforderungen und die schmale Brieftasche des Großteils der Kundschaft machten erfinderisch und lehrten Sparsamkeit.

Waren die frühen Photographen noch dem wandernden Schaustellergewerbe zuzuzählen, so etablierten sich ab der Jahrhundertwende in allen Vorarlberger Städten Photohäuser mit Kulissenräumen und bald auch mit Handelsgeschäften für Photozubehör.

Hausarbeit

Hausindustrie

Von größeren Handwerksbetrieben abgesehen, wurde in vorindustrieller Zeit der größte Teil der Arbeit innerhalb der Hauswirtschaft verrichtet. Der Haushalt im engeren Sinne und die Erwerbsarbeit waren nicht nur personell miteinander verschränkt. Das trifft in erster Linie auf die Frauen zu, deren Arbeitseinsatz meist in beiden Bereichen vonnöten war. Freizeit im heutigen Sinne gab es für die Frauen von kleinen Handwerkern, Bauern oder Tagelöhnern nie, während die Männer doch meist einen Teil des Sonntags der öffentlichen Gesellschaft widmen konnten und teilweise die Abende im Gasthaus verbrachten. Auch die Kinder, die unverzichtbare Arbeitskräfte darstellten, werden sich mehr oder weniger arbeitsfreie Nischen erkämpft haben.

Der Beginn der Industrialisierung war noch keineswegs das Ende dieser alten geschlossenen Hauswirtschaft, wurde doch gerade in der Anfangsphase die textile Verarbeitung als Heimarbeit vergeben. Allerdings verlagerten die Unternehmer das Spinnen und Weben bis etwa 1850 fast völlig in die Fabriken. Nur die Stickerei konnte sich noch länger als Hausindustrie halten, auch im Maschinenzeitalter.

Die Ausgliederung der Produktion aus dem Hause im Zuge der Industrialisierung war für zahlreiche Vorarlberger Familien so neu aber nicht. All die Wanderarbeiter, die einen Teil des Jahres als Bauhandwerker, landwirtschaftliche Saisoniers, Krauthobler oder Hütekinder außer Landes verbrachten, kannten das Erwerbsleben außerhalb der eigenen Hauswirtschaft.

Nach vollzogener Industrialisierung verblieb nur

noch der Bauernhof als ganzheitliche Wirtschaftseinheit. Allerdings war auch in den nichtbäuerlichen Haushalten die Selbstversorgung in vielerlei Hinsicht noch lange selbstverständlich. Dies betrifft die eigene Herstellung von Kleidungsstücken ebenso wie den Anbau und die Konservierung von Obst und Gemüse. Zudem wurde in den meisten Haushalten das Brennholz selbst herbeigeschafft und zerkleinert. Und wenn man sich noch alle Elektrogeräte eines heutigen Haushalts wegdenkt, kann man ungefähr ermes sen, was eine Hausfrau, wenn sie nicht der schmalen großbürgerlichen Schicht angehörte, an Arbeit zu leisten hatte. All diese Verrichtungen waren so alltäglich und selbstverständlich, daß kaum jemand auf die Idee gekommen wäre, die Frauen dabei zu photographieren. Seit dem Ende der zwanziger Jahre gibt es zwar Werbephotos, die Frauen im Haushalt mit irgendeinem Gerät oder einem Produkt der Nahrungsmittelindustrie zeigen, doch vermitteln solche vom Arbeitsalltag einer Hausfrau ebensowenig Wirklichkeit wie heutige Werbespots, in denen strahlende Vorzeigefrauen in glänzenden Vorzeigeküchen sich von quasi selbsttätigen Putzmitteln begeistern lassen.

Läßt man also die Reklamephotographie beiseite, bleibt das Material zum Bereich Hauswirtschaft aus den erwähnten Gründen recht bescheiden. Die folgenden Bilder zeigen deshalb meist Tätigkeiten, die nicht im Hausinneren erledigt wurden, sondern im weiteren Sinne zur Hauswirtschaft gehörten.

Das hat auch phototechnische Ursachen.



In Näh- und Haushaltungskursen wurden den Mädchen und Frauen Wissen und Fertigkeiten vermittelt, die ein selbständiges und vor allem sparsames Haushalten ermöglichen sollten. Die Bilder zeigen Teilnehmerinnen eines Hauswirtschaftskurses in Sulzberg (oben) und eines Handarbeitskurses in Nenzing (unten), beide in den zwanziger Jahren.





Der Küchenherd wurde mit „Spridla“ geheizt. Nachdem die Scheite gesägt und gespalten waren, wurden sie an einer wettergeschützten Wand aufgeschichtet („Holzbieg“). Der tägliche Bedarf wurde dann meist von den Kindern in die Küche gebracht, wie es die beiden Buben tun (Lochau 1935). Besonders in städtischen Häusern ließ man sich zum Holzmachen einen Tagelöhner kommen (links: Lochau um 1930) oder kaufte das fertige Herdholz bei Bauern, die es meist auch ins Haus brachten (oben: Egg um 1930).



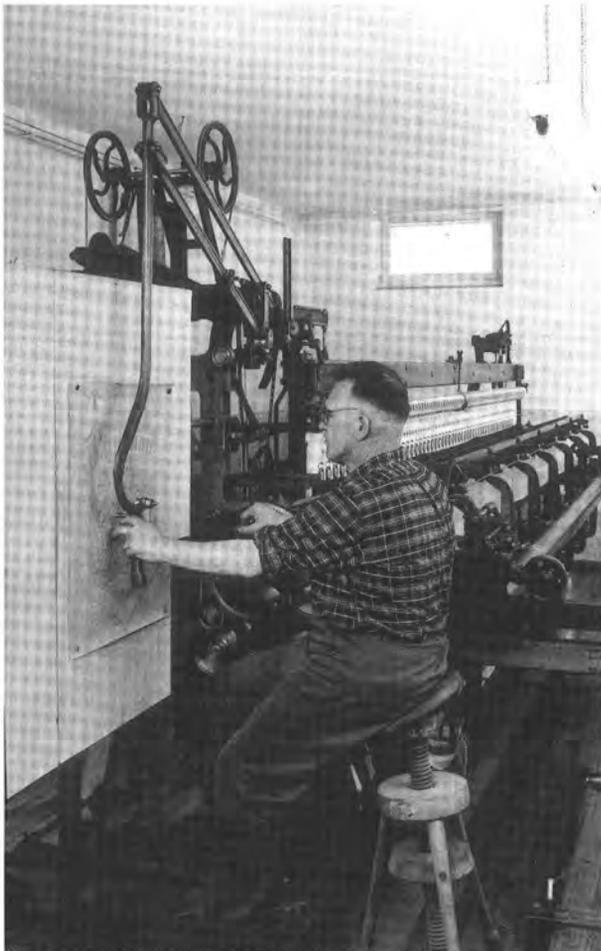
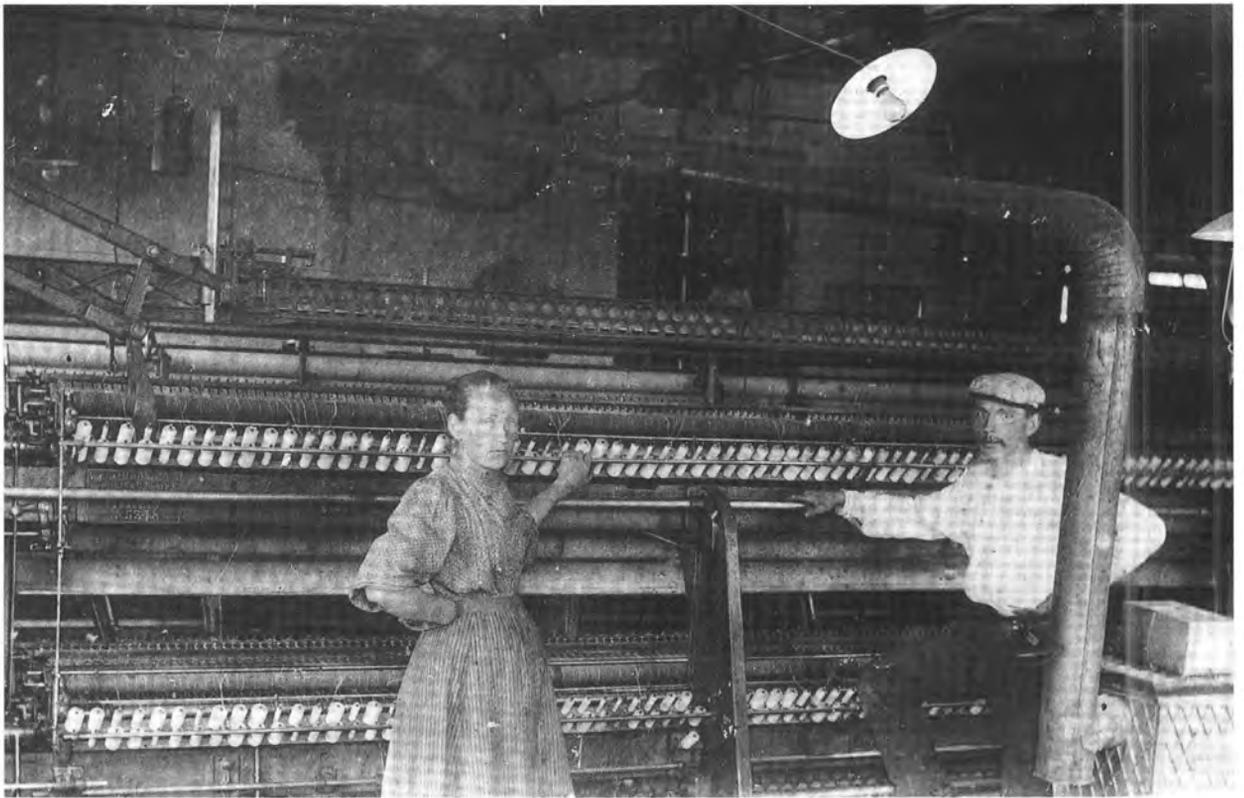


In den meisten Haushalten war, wie hier in Wolfurt, am Montag Washtag. Obwohl der Wäscheverbrauch möglichst gering gehalten wurde, mußte wöchentlich gewaschen werden, da man in der Regel wenige Kleidungsstücke zum Wechseln besaß. Um nebeneinander einweichen, „ribla“ und schwenken zu können, bedurfte es einer ganzen Reihe von Gefäßen („Gelta“, „Zubr“).

Die Hausbündt oder Hochstatt war zugleich der Obstgarten, in dem unterschiedliche Baumarten gepflanzt waren. Was man von der Ernte nicht sofort verbrauchte, wurde eingelagert oder verarbeitet. Das war ebenso Frauenarbeit wie das „Auflesen“, während das Pflücken von der Leiter aus („Gwinna“) in der Hauptsache von den Männern besorgt wurde. Links Apfelernte in Lochau Ende der zwanziger Jahre.



Das Binden von sogenannten Reisbesen war eine Erwerbsmöglichkeit, zu der weder eine Gewerbeberechtigung noch Kapital noch ein spezielles Wissen und Können erforderlich waren. Es bildete deshalb einen typischen Zuerwerb für arme Familien, Tagelöhner und Kleinhäusler, die ihre Besen im Hausierhandel meist auch selbst verkauften. Schließlich verdrängte die industrielle Produktion von diversen Reinigungsgeräten aber auch diese und andere handwerkliche Nischen. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg hatten billige einheimische Besen noch einmal eine kurze Konjunktur, wie auch das Bild dieser Familie vom Lochauer Berg (um 1920) zeigt.



Beginnend mit der Rahmenstickerei im 18. Jahrhundert, entwickelte sich besonders im mittleren und unteren Rheintal auch die Maschinenstickerei zum wichtigsten Zu- und teilweise Hauptverdienst der bäuerlichen Bevölkerung. Einige wurden mit dieser Arbeit wirklich reich. Viele übernahmen sich und konnten trotz intensiven Arbeitseinsatzes der gesamten Familie die immensen Investitionen in diesem krisenanfälligen Hausgewerbe gar nicht oder nur sehr langsam abtrottern. Links ein Lustenauer Handsticker am Pantographen (um 1930), oben die stolzen Besitzer einer Schifflstickmaschine (Wolfurt 1908).

Es bedürfte eines eigenen Bandes, wollte man einen umfassenden Einblick in die Vielfalt bäuerlicher Arbeiten geben. Und je mehr sich ein Hof selbst versorgte, desto breitgestreuter die Arbeiten. Die moderne Form der landwirtschaftlichen Spezialisierung, etwa auf Milchwirtschaft oder Getreidebau, und die Mechanisierung haben das Feld der bäuerlichen Tätigkeiten stark geschmälert. Ein Vorarlberger Bauer um die Jahrhundertwende, egal ob er im Tal oder am Berg lebte, produzierte den überwiegenden Teil der notwendigen Lebensmittel selbst. Der größere Teil der landwirtschaftlichen Betriebe war so klein, daß fast nur der Eigenbedarf gedeckt werden konnte. Geld wäre nur durch eine verkaufbare Überproduktion ins Haus gekommen; und mit dem wenigen Geld mußten Bedarfsgüter, die nicht selbst produziert werden konnten, angeschafft werden. Dazu gehörten Salz, Zucker und Kaffee – in Berggebieten zum Teil auch Getreide – ebenso wie Leder- und Metallwaren oder Möbelstücke und Stoffe. Was jedoch irgendwie selbst angebaut oder hergestellt werden konnte, wurde nicht gekauft. Trotz Sparsamkeit, Anspruchslosigkeit und härtester Arbeit brachten es die meisten Bauern auf keinen grünen Zweig. Not und Schulden gehörten zum Alltag. Das berichtet beispielsweise der Bregenzerwälder Autor Franz Michael Felder (1839 bis 1869) für das 19. Jahrhundert. Aber auch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts besserte sich die bäuerliche Einkommenssituation nicht wesentlich. Im Gegenteil, sie wurde durch den Ersten Weltkrieg verschlechtert. Nicht nur die Ablieferungspflicht war eine herbe Last, auch Tausende von Arbeitskräften wurden durch den Kriegsdienst der Vorarlberger Landwirtschaft entzogen.

Es darf unter diesen Voraussetzungen nicht verwundern, wenn der größere Teil aller Vorarlberger Bauern seinen Hof verließ und sich anderen Erwerbsquellen zuwandte. Noch 1880 hatten 55 Prozent aller Vorarlberger ihren Lebensunterhalt in der Landwirtschaft verdient, 1936 waren es noch 26 Prozent und 1982 gute 4 Prozent. Innerhalb der letzten 100 Jahre fand in Vorarl-

berg also eine „Entbäuerlichung“ wie in keinem anderen Bundesland statt. Die gerade in diesem Zeitraum heftig betriebene ideologische Verklärung des Bauerntums und der „Scholle“ konnte den Lauf des Faktischen nicht aufhalten. Vielmehr entsprang sie einem städtischen Romantizismus, der die wirkliche Lage der Bauern beschönigen sollte. Wenn schon arm, so standen die Bauern wenigstens in gutem Ruf.

Der Übergang bäuerlicher Bevölkerungsteile zur Industriearbeiterschaft ging in den meisten Fällen stufenweise vor sich. Ob noch Bauer oder schon eher „Fabrikler“, war bei vielen über längere Zeit nicht ohne weiteres exakt zu klären. Auch der Großteil der Sticker blieb mit einem Bein in der Landwirtschaft. Das blieb natürlich nicht ohne Auswirkungen auf die Mentalität. Nur so konnten die Konjunkturtäler einigermaßen durchtaucht werden. Für beide Gruppen brachte die Zusatzlandwirtschaft aber nicht nur notwendige Lebensmittel (besonders Milch, Kartoffeln, Mais, Obst, Gemüse), sondern auch zusätzliche Arbeit, und dies bei einem um die Jahrhundertwende durchschnittlich elfstündigen Arbeitstag in der Fabrik. Die bäuerliche Arbeit war allerdings nie nach Studentagen einteilbar gewesen. Hier geben immer noch die Jahres- und Tageszeiten den Arbeitsrhythmus vor. Dabei stellte die Erntezeit vom Sommer bis in den Herbst die arbeitsintensivste Phase des bäuerlichen Arbeitsjahres dar, während die täglichen Stallzeiten den Anfang und den Schlußpunkt des Arbeitstages bildeten. Zugleich bestimmte – früher stärker als heute – die jahreszeitlich bedingte Länge des Tages auch die Länge des bäuerlichen Arbeitstages. Der Winter diente der Regeneration, soweit man nicht mit Nebentätigkeiten (Holzen, Transporte, Schneebahnen, Herstellung von Arbeitsgerät und dergleichen) auch in dieser Zeit ausgefüllt war.

Gerade der Umfang und die Härte der bäuerlichen Arbeit waren neben dem bescheidenen Einkommen für viele Landwirte der Hauptgrund, warum sie nach einer neuen Verdienstmöglichkeit strebten, bei der sowohl die Arbeitszeit als auch der Lohn berechenbare Größen waren.



Ohne Pflege und Düngung von Wiesen und Äckern kein Ertrag. Dazu gehörten einerseits das Ausstechen von unerwünschten Pflanzen und das „Mausen“ ebenso wie das Sammeln störender Steine; andererseits wurden Jauche („Bschütte“, „Lache“) und Stallmist als Dünger aufgetragen und damit zugleich entsorgt. Kunstdünger wurde vor 1938 kaum verwendet, die meisten Bauern hätten sich einen solchen gar nicht leisten können. In Berggebieten mußte der Mist auf die Anhöhen „geflächt“ werden wie auf dem oberen Bild (Buchenberg um 1930). Rechts oben eine Lustenauer Bäuerin auf dem Jauchefaß (zwanziger Jahre) und unten ein Hörbranzler Bauer beim Mistausführen.





Die Instandhaltung der Arbeitsgeräte bildete einen wichtigen Teil bäuerlicher Tätigkeiten. Bevor gemäht werden konnte, mußte die Sense („Seagas“) ordentlich gedengelt („tenglat“) werden. Nach dem Mähen wurde das Gras gleichmäßig ausgebreitet („gezettet“) und am Abend wieder zu Mahden („Loreia“) zusammengereicht, wie das obere Bild aus Hörbranz zeigt.





Nach zwei bis drei sonnigen Tagen war das Heu trocken genug, um eingebracht werden zu können. Wenn es regnete, mußte das geschnittene Gras auf Heinzen „aufgehängt“ werden. Wenn sehr taufrische Nächte zu erwarten waren, wurden die Mahden über Nacht zu Birlingen zusammengeschoben. Beim Heuladen besorgten meist die Männer das „Aufgeben“ mit der großen Ladegabel, während die Frauen und Kinder die Mahden machten und hinterher zusammenrechten. Unten Heuernte in Lustenau (1926), oben in Nenzing (1930).



So romantisch wie auf diesem gestellten Bild (1927) war das Heuen weder im Bregenzerwald noch sonstwo. Mit solchen Bildern wurden ausschließlich die falschen Vorstellungen städtischer Touristen genährt. In Wirklichkeit war die Einbringung der Heuernte die wichtigste und anstrengendste Jahresarbeit für alle Milchbauern. Das untere Bild zeigt Lecher Bauern um die Jahrhundertwende beim Heuladen in der heute größtenteils verbauten Ebene. Für die Bergbauern war und ist das Heuen an steilen Hängen noch wesentlich beschwerlicher, weil im Gegensatz zur Ebene nur beschränkt Maschinen eingesetzt werden können.



Das obere Bild aus Warth zeigt nicht nur die erwähnten Heinzen, sondern zugleich den dörflichen Ziegenhirten bei der Arbeit. Das Nutzvieh mußte nicht nur auf die Weide gebracht, sondern auch gepflegt werden. Dazu gehört vor allem das Klauenschneiden, wie hier auf dem Hohenemser Rheinhof. Heutzutage wird den Kühen bedauerlicherweise das Horn nicht nur an den Füßen gestutzt. Überhaupt hat sich im Bereich der Viehhaltung vieles, gerade auch im Hinblick auf die bäuerlichen Arbeiten, stark verändert. Die Mechanisierung hat auch vor dem Stall nicht haltgemacht. Das betrifft das Füttern und Ausmisten ebenso wie das Melken. Auch unter einem „Hütebub“ versteht man heute etwas anderes als vor 50 Jahren.







Der Ackerbau hatte in Vorarlberg, von einzelnen Zeiten besonderer Konjunktur abgesehen, nur die Selbstversorgung zu ermöglichen. Der Anbau von Mais und Kartoffeln, beides wesentliche Grundnahrungsmittel, stand dabei im Vordergrund. Natürlich wurde auch Getreide angebaut, in der Hauptsache Hafer, Gerste, Roggen und Dinkel für den Hausbedarf. Der größte Teil des Brotgetreides wurde schon früh am Bregenzer Kornmarkt eingekauft. Hier war bis zur Errichtung der Arlbergbahn ein Hauptumschlagplatz für süddeutsches Getreide.

Auch der Gemüseanbau hatte keine über die Deckung des Eigenbedarfs hinausgehende Bedeutung. Kraut und Rüben, beide für den Winter konservierbar, spielten dabei die wichtigste Rolle.

Das Pflügen bildete den Beginn jeglichen Ackerbaues und wurde deshalb auch zum ideologischen Vorzeigestück der Verbundenheit des Bauern mit der „Scholle“. Wahrscheinlich wurde diese Tätigkeit gerade deshalb öfters bildlich festgehalten. Das obere Bild, das den ehemaligen Lustenauer Bürgermeister Josef Hollenstein im Jahre 1922 beim Pflügen zeigt, verweist deutlich auf diese Tradition der Überhöhung des Bauern zum „selbstbewußten Landmann“.

Das zweite Bild vom Pflügen zeigt da schon eher die Realität: Da sich viele Kleinbauern die Anschaffung und Haltung eines eigenen Zugtieres nicht leisten konnten, wurden – wie links oben in Nenzing 1925 – Milchkühe eingespannt. Bei kleineren Anbauflächen wurden die Furchen auch händisch aufgehackt und auf dieselbe Art auch die reifen Bodenfrüchte ausgehauen (Nenzing um 1931).



Waren die Kartoffel- und Maisernte gut ausgefallen, waren die Grundnahrungsmittel für den langen Winter vorhanden. Das herbstliche „Maisbrätscha“ war zudem eine relativ gemütliche Arbeit, während der man schwätzen und erzählen konnte. Nach dem Ausschälen wurden jeweils zwei Maiskolben zusammengebunden und zum Trocknen aufgehängt. Oben Kartoffelernte in Wolfurt (dreißiger Jahre), unten „Türkobrätschat“ in Lustenau.



Die totale Mechanisierung der Landwirtschaft ist eigentlich das Ergebnis erst der letzten vierzig Jahre. Obwohl der Lochauer Schmied Albert Dörler bereits 1910 eine Miststreumaschine, die allerdings nur bedingt funktionierte, entwickelt hatte (oben), blieb der Einsatz von landwirtschaftlichen Maschinen eine vereinzelt Angelegenheit. Gegen Ende der dreißiger Jahre wurden die ersten Lohndreschmaschinen eingesetzt. Im Gegensatz zu heute benötigten diese Maschinen immer noch zahlreiches Bedienungspersonal, wie das rechte Bild aus Hohenems zeigt.





Neben der Feldarbeit gab es im bäuerlichen Jahreslauf eine ganze Reihe weiterer Tätigkeiten, die meist ein bestimmtes Datum im Bauernkalender hatten. Viele Bauern, die am Berg oder an den Talrändern wohnten, verfügten über eigene Holzmarken oder waren an einem Gemeinschaftsbesitz beteiligt. Die Holzgewinnung war deshalb über den Eigenbedarf hinaus eine zusätzliche Einnahmequelle. Jahrhunderte hindurch war der Holzexport für Vorarlberg von enormer Bedeutung. Daher rührt auch der Stolz, mit dem die oben abgebildete Bregenzerwälder Familie sich um die „erlegte“ Tanne drapiert hat. Frau und Mädchen bringen den Holzern die Verpflegung, damit diese an der Arbeit bleiben können. In den Rheintalgemeinden war der Torf das wichtigste Brennmaterial, der in Schollen gestochen und dann zum Trocknen ausgelegt wurde. Auch das Schollenstechen, zu dem, wie links unten auf dem Bild aus Lustenau (1925) zu sehen ist, eine eigene Gerätschaft notwendig war (Schrot, Spat, Bära), diente der Deckung des Eigenbedarfs und war zugleich bescheidener Zuerwerb. Ähnliches gilt für die Obstverwertung, die – von den hochgelegenen Berggemeinden abgesehen – für die Vorarlberger Bauern eine wichtige Rolle spielte. Most war das Alltagsgetränk schlechthin (auf den meisten Arbeitsbildern ist eine Mostflasche zu sehen), Schnaps wurde nicht nur getrunken, er bildete zugleich das wichtigste Desinfektionsmittel bei Verletzungen aller Art. Jeder Bauer durfte je nach Anzahl der erwachsenen Haushaltsmitglieder eine bestimmte Menge Eigenbrand herstellen; diese wurde von der Finanz kontrolliert, wie links oben auf dem Bild aus Wolfurt (1915) zu erkennen ist. In vielen Gemeinden gibt es noch heute die mietbare mobile Schnapsbrennerei.







In allen Berggebieten Vorarlbergs wurde das Vieh im Sommer gealpt. Auf den Milchviehalpen waren Sennereien eingerichtet, in denen die täglich anfallende Milch zu Käse verarbeitet wurde. Das Alppersonal bestand je nach Größe der Alpe wie auf dem linken oberen Bild (Alpe Au bei Egg um 1900) aus Senn, Zusenn, Küher (Melker), Pfister und Hirten. Die vielbesungenen „Sennerinnen“ gab es auf Vorarlberger Alpen eher selten. Oben eine Bregenzerwälder Alpgehilfin am Butterfaß (1910). In mittleren Höhen (Vorsäß, Maisäß) wurde auch Heu gemacht, das, wenn der Stadel zu klein war, zu Schobern zusammengetragen und bei Bedarf ins Tal gebracht wurde. Links unten Vorbereitungen zu einem solchen Heutransport im Bregenzerwald der zwanziger Jahre.

Handwerk Gewerbe

Wie die Landwirtschaft, so war auch das Handwerk im Zeitraum von etwa 1880 bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges von starken Veränderungen betroffen. Dies aus verschiedenen Gründen: Neue Materialien, neue Produktionsformen und -techniken brachten einschneidendere Veränderungen als die gesamten vorausgegangenen 500 Jahre. Der dominierende Werkstoff Holz wurde auf zahlreichen Gebieten vom Metall und dann auch von synthetischen Stoffen abgelöst. Das betraf den Hausbau ebenso wie den Haushalt und die Landwirtschaft.

Vielleicht noch tiefgreifender waren jedoch die Auswirkungen neuer Produktionsformen für das herkömmliche Handwerk. Die Massenherstellung von Gütern des täglichen Bedarfs durch eine mechanisierte und arbeitsteilig arbeitende Industrie entzog zahlreichen Handwerkern den Boden. Zuerst waren es die Hausweber, deren Arbeit in den Fabriken rationeller und damit kostengünstiger besorgt werden konnte, dann ging es den Schuhmachern, Schneidern und den verschiedenen metallverarbeitenden Gewerben an die Existenz. Etliche Meister erkannten die Zeichen der neuen Zeit, stiegen ein oder um und wurden damit zu Pionieren jener mittelständischen Industrielandschaft, wie sie heute in Vorarlberg besteht. Die größere Zahl aber konnte dem industriellen Konkurrenzdruck nicht standhalten, verlor ihre berufliche Selbständigkeit, wurde zu Industriearbeitern und hatte mit diesem neuen Berufsbild erhebliche Identifikations-schwierigkeiten. Die politische Radikalisierung gerade dieser deklassierten Bevölkerungsschicht hat in den europäischen Faschismen empörten Ausdruck gefunden. Neben der ruinösen Konkurrenz durch die Industrie bestimmte noch ein zweites Phänomen das subjektive Bewußtsein dieser existentiell bedrohten Gruppe. Durch die Industrialisierung war eine neue Klasse, nämlich das Proletariat, entstanden, die eben gegen Ende des Jahrhunderts eigene Kampfformen entwickelte, um Lohn- und soziale Forderungen durchzusetzen. Während die Industrie ihre Produktivkräfte auf einen Stand gebracht hatte, der einzelne Arbeiterforderungen relativ problemlos zu erfüllen gestattete, wurde das Handwerk mit den

berechtigten Forderungen nach angemessenen Löhnen und kürzeren Arbeitszeiten in zusätzliche Bedrängnis gebracht. Viele Handwerker sahen in der organisierten Arbeiterschaft deshalb ihren Hauptgegner, obwohl das den objektiven Tatsachen kaum entsprach. Heute noch prägen heftige antigewerkschaftliche Gefühle Teile der selbständigen Handwerkerschaft; die Gründe dafür sind historisch tief verwurzelt.

Zahlreiche ehemals produzierende Handwerker sind heute zu Reparateuren und Händlern geworden; sind dem Dienstleistungsgewerbe näher als ihrer früheren Profession. Die enorme Ausweitung des Dienstleistungssektors fällt allerdings erst in die Nachkriegszeit und damit nicht mehr in den Zeitraum unserer Betrachtung. Viele ehemalige Gewerbe sind völlig ausgestorben, sie hatten keine oder nur sehr beschränkte Möglichkeiten zur Wandlung. Dazu gehören nicht nur die Wagner, Küfer (Kübler) und etwa die Huf- und Wagenschmiede, auch die Hafner und Sattler alten Stils sind verschwunden.

Einige der nahezu erledigten Berufe erfuhren in den letzten Jahren aber eine ungeahnte Renaissance, nachdem die heutigen Menschen auf zahlreichen Lebensgebieten die Erfahrung machen, daß nicht alle Segnungen des Industriezeitalters so golden sind, wie sie anfänglich glänzten. Kenntnisreiche Ofensetzer erleben heute beispielsweise einen neuen beruflichen Frühling, nachdem dieses Handwerk im Zuge einer allgemeinen Zentralheizungseuphorie schon beinahe ausgestorben war.

Das Beispiel Zentralheizung zeigt aber auch ein anderes Phänomen auf: daß nämlich im besprochenen Zeitraum eine Reihe neuer Gewerbe entstanden ist. So etwa das Installationsgewerbe, das vor hundert Jahren noch nahezu kein Betätigungsfeld gehabt hätte. Gleiches trifft auf weitere infrastrukturelle Neuerungen zu, die erst im Laufe der letzten hundert Jahre allgemein zu werden begannen: Elektriker, Nachrichtentechniker, Mechaniker und andere.

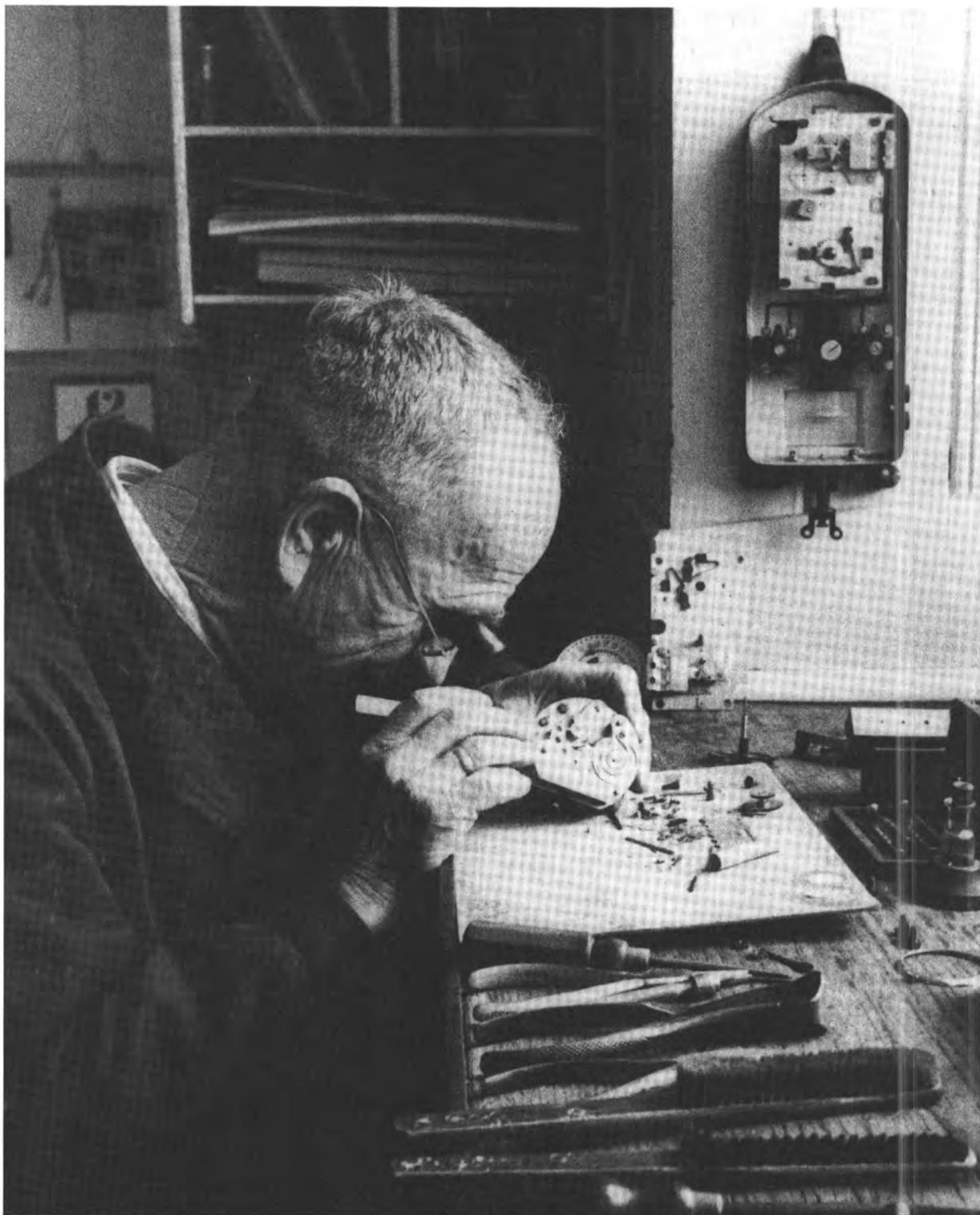
Grundsätzlich läßt sich also für den Zeitraum von 1880 bis 1938 festhalten, daß ein großer Teil des ehemals produzierenden Gewerbes von der Industrie verdrängt wurde, daß etliche Hand-

werksbetriebe selbst zu industrieller Produktion übergangen, daß schließlich das Reparieren ebenso wichtig wurde wie das Herstellen von Gütern und daß als bisher letzter Stand der Entwicklung überhaupt die Dienstleistung jener Sektor geworden ist, in welchem das Gewerbe seinen hauptsächlichlichen Markt gefunden hat. Daß auf diesem Wege der Hammer zusehends vom Schreibgerät als wichtigstem Arbeitsutensil abgelöst wurde, ist sichtbarer Ausdruck dieser Entwicklung. Das alte Handwerk hat also innerhalb der letzten 100 Jahre eine umfassende Strukturveränderung erfahren; damit ist aber zugleich ein bedeutender Fundus an Wissen und Können in Vergessenheit geraten.

In Vorarlberg waren es in vorindustrieller Zeit besonders die Bauhandwerker gewesen, die einen überdurchschnittlichen Standard vorzuweisen hatten. Die außergewöhnlichen Leistungen der Vorarlberger Maurer, Stukkateure und Zimmerleute zeigen sich nicht nur in den zahlreichen barocken Sakral- und Profanbauten im erweiterten Bodenseeraum, sondern auch an der heute

noch hohen Qualität in der Holzverarbeitung. Wenn es im Lande selbst im letzten Jahrhundert auch kaum eine bedeutende kunstgewerbliche Tradition gab, Schreiner mit hoher Kunstfertigkeit fanden sich zu allen Zeiten. Doch war die Schicht jener Menschen, die sich kunstvolle Möbel und andere übers unmittelbar Notwendige hinausgehende Einrichtungsgegenstände leisten konnten, in Vorarlberg stets dünn.

Die Handwerker in den Dörfern hatten sich jedenfalls auf die bescheidenen finanziellen Möglichkeiten ihrer Käufer auszurichten. Höchstens in den Städten konnten sich zeitweise Handwerker halten, deren raffiniertere Produkte auch einer anspruchsvolleren Klientel gerecht wurden. Gesamt gesehen war das Handwerk eben so gut, wie die Ansprüche der Kundschaft hoch waren. Und diese hatten sich allemal nach den weithin bescheidenen wirtschaftlichen Möglichkeiten zu richten. Berühmte Goldschmiede entwuchsen dem Vorarlberger Boden jedenfalls keine, dafür standen die "Krautstanden" der Laternser Kübler allseits in gutem Ruf.



Wie die Photographie war auch eine Reihe feinmechanischer Berufe die Folge einer Verfeinerung und Spezialisierung der modernen Technik.

So wurden im Zuge der Elektrifizierung aus etlichen ehemaligen Uhrmachern Hersteller und Reparatere von Meßgeräten und anderen Instrumenten.

Das Bild zeigt den Uhrmachermeister der Vorarlberger Kraftwerke (1937), der allerdings keine Zeit-, sondern Strommeßgeräte zu reparieren hatte.



Die Kleider- und Schuhmacher gehören zu jenen traditionellen handwerklichen Gewerben, die durch die industrielle Massenfertigung von Gebrauchsgütern einem gnadenlosen Verdrängungsprozeß ausgesetzt waren. Auch in Vorarlberg kam es zur Gründung solcher Konfektionsbetriebe. Die wandernden Schneider- und Schustergesellen waren auch in Vorarlberg oftmals die Vorkämpfer sozialistischer Ideen. Nicht zufällig hält einer der Gesellen der Lustenauer Schneiderei Klocker (um 1910) die sozialdemokratische Zeitung „Vorarlberger Wacht“ ins Bild. Rechts ein Schuster aus Hohenems um 1930.







In einem alpinen Gebiet wie Vorarlberg spielte Holz als Werkstoff eine zentrale Rolle. Zahlreiche Professionisten waren am Werk, bis aus einem Baum ein Nutzgegenstand wurde. Die links oben abgebildeten Stadtgärtner von Bregenz waren allerdings mehr Pfleger als Fäller des städtischen Baumbestandes. Nach dem Fällen kamen die Stämme in eines der zahlreichen Sägewerke, in denen schon früh mit einfachsten technischen Hilfsmitteln auch die größten Blöcke in Balken und Bretter geschnitten wurden, wie links auf Dünsers Säge in Bezau (1930). Die Schreiner waren nur eine von mehreren holzverarbeitenden Berufsgruppen, die hochwertige und feingearbeitete Produkte fertigten. Oben ein Wolfurter Kunstschreiner (1910), der sich auch als Türschnitzer einen Namen gemacht hatte.



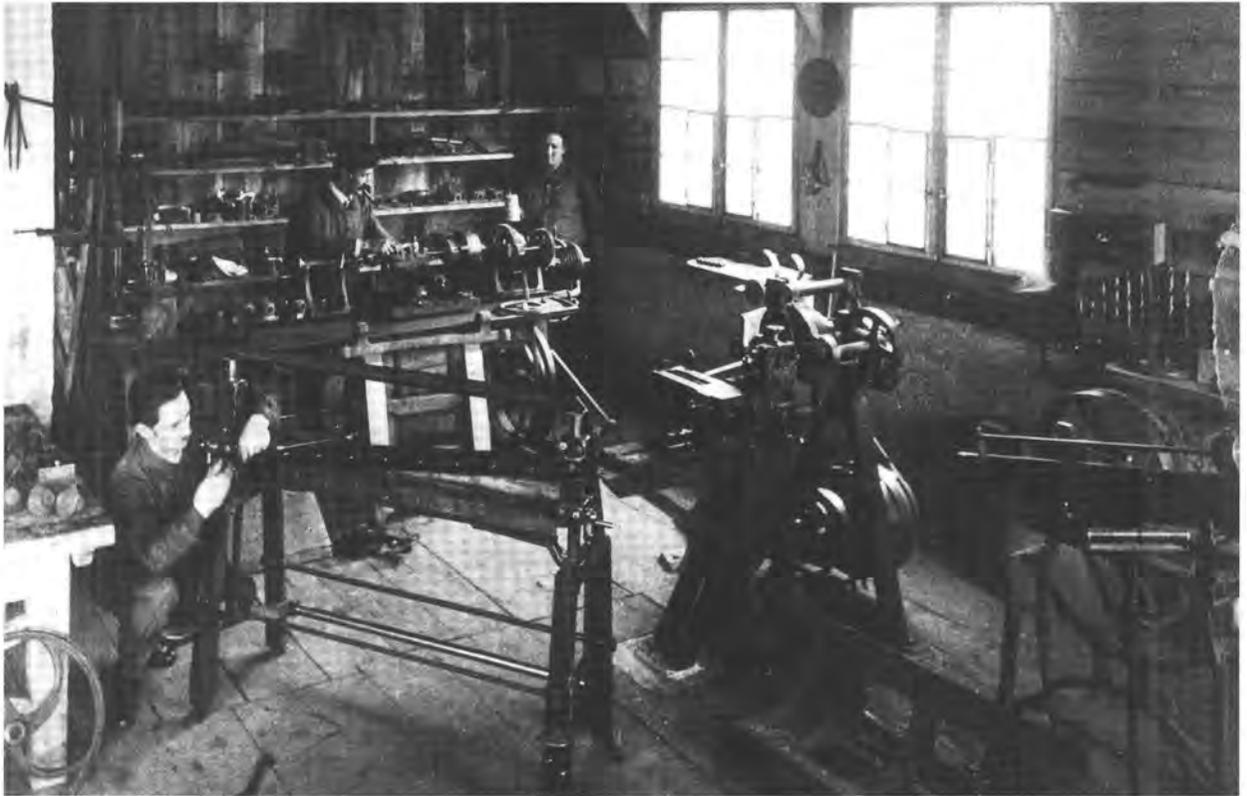
Die beiden Bilder zeigen Zimmermänner bei unterschiedlichen Tätigkeiten: links beim Pilotieren mit der sogenannten „Katz“, mit der Uferpfähle in den Boden gerammt wurden (Hörbranz um 1920); oben ein Lingenauer Zimmermeister mit seiner Mannschaft beim „Abbinden“ eines Dachstuhles für ein Fabriksgebäude in einer Aufnahme aus dem Jahre 1890.



Stolz steht der Lauteracher Küfermeister Schertler (1910) vor dem Resultat seines handwerklichen Fleißes und Könnens, nämlich einem Jauchefaß. Er ist bekleidet mit der Lederschürze, die auch bei Zimmerern und Schmieden zur Arbeitskleidung gehörte. In den Händen hält er Vorsatz- und Schlaghammer, die zum Aufziehen der Metallreifen auf die Fässer gebraucht wurden.

Der Beruf des Küfers (Faßbinder, Fäßler, Kübler) ist heute praktisch ausgestorben, nachdem der Obstbau an Bedeutung verloren hat und die heutigen Fässer („Tanks“) und Gefäße aus Metall oder Kunststoff hergestellt werden.





Das Handwerk der Huf- und Wagenschmiede verlor durch die Motorisierung in der Landwirtschaft und im Transportwesen ziemlich jäh seinen goldenen Boden. Mit Traktor und Lkw kamen auch gummbereifte Wagen. Der Leiterwagen aus Holz und wenigen Eisenteilen, der jahrhundertlang das wichtigste Transportmittel dargestellt hatte, wurde von Anhängern abgelöst, die höhere Lasten tragen und besser rollen konnten. Einige Wagner und Chaisenbauer sattelten um auf Karosseriebau, andere wurden zu Pionieren der Skierzeugung (z. B. Kästle im Hohenems oder Einsle in Bregenz). Bis herauf in die fünfziger Jahre gab es in nahezu jedem Dorf mindestens einen Schmied, dessen handwerkliche Leistung die Grundvoraussetzung für ein mehr oder weniger funktionierendes bäuerliches und gewerbliches Transportwesen bildete. Dazu gehörte das Beschlagen der Pferde – wie es auf dem Bild links oben durch einen Lochauer Schmied um 1935 geschieht – ebenso wie die Herstellung der Metallteile für die Holzwagen (links unten Feldkircher Wagenschmiede um 1900).

Die Zukunft allerdings gehörte jenen Schmieden, die sich schon ab den zwanziger Jahren dem Maschinenbau oder später der industriellen Fertigung von Werkzeug oder Beschlägen zuwandten. Oben ein Blick in die Werkstätte eines solchen frühen Maschinenbauers in Bezau (um 1925).



Als der bekannte Dornbirner Photograph Leonhard Heim im Jahre 1925 nach nostalgischen Motiven für eine Photoserie „Alt Wolfurt“ suchte, stieß er auf diese beiden schmiedenden Brüder, in denen er schon damals Relikte einer vergangenen Zeit sah. Der Spenglermeister Augustin Intemann aus Bregenz (rechts oben Mitte um 1900) stellte dagegen auf Leitungsinstallateur um und begründete damit ein Unternehmen der Zukunft. Auch die Schlosser und Dreher der Eisenbahnwerkstätte Bregenz (rechts unten, ebenfalls um 1900) waren sich wahrscheinlich bewußt, daß die neue Zeit auf ihrer Seite war. Das Selbstbewußtsein der Eisenbahner hatte durchaus mit der Zukunftsorientiertheit ihrer Branche zu tun.





Den drei auf dieser Doppelseite vorgestellten handwerklichen Tätigkeiten ist eines gemeinsam: Die Produkte waren in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht mehr gefragt. Die Vorzüge eines Kachelofens scheinen allerdings in ein breiteres Bewußtsein zurückzukehren. Jener Kachelofen, den die abgebildeten drei Ofner 1925 in Bezau gesetzt haben, spendet noch heute angenehme Wärme. Das spricht auf jeden Fall für ihre damalige Arbeit, zu der reiche Erfahrung und kennntnissreiche Umsetzung nötig waren.

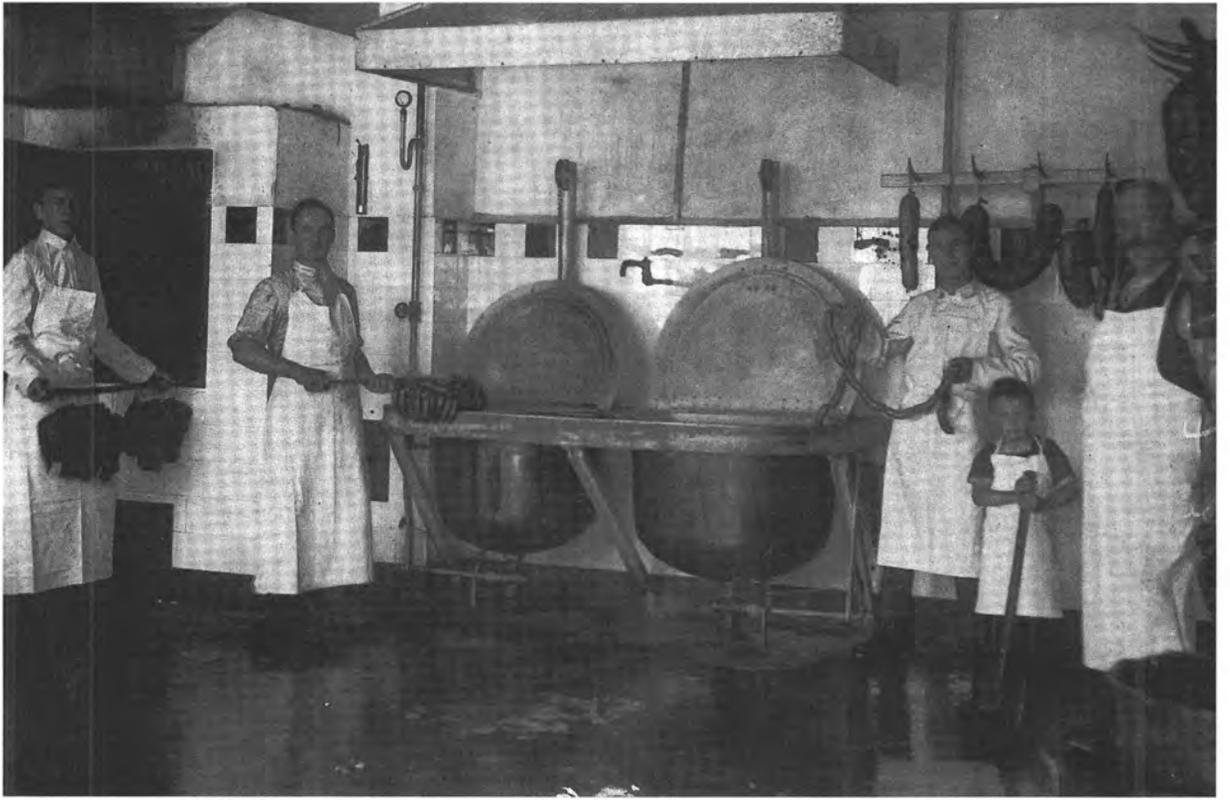


Zerbrechlicher und damit weniger dauerhaft waren dagegen die Produkte der ehemals zahlreichen Hafner. Allein in Lustenau gab es um 1880, also noch vor dem großen Stickereiboom, an die dreißig gewerbsmäßige Hafner, wie jenen auf dem oberen Bild. Aber so wie ihre wurden auch die von den Korbmachern hergestellten Gefäße durch solche aus anderen Materialien verdrängt. Die aus Weidenruten hergestellten Körbe dienten besonders dem Fassen von Obst und Kleinholz. Feinere Korbwaren wurden meist von fahrenden Händlern ins Land gebracht. Wie für den Wolfurter Emilian Büchele (rechts) war das Flechten meist nur Zuerwerb.





Da Brot und Fleisch auch heute zu den Grundnahrungsmitteln gehören, ist die Bedeutung der Bäcker und Metzger kaum zurückgegangen. Sie haben sich großteils als Qualitätsbetriebe neben den industriellen Herstellern von Brot und Fleischspeisen behaupten können. Zu den weißgekleideten Lebensmittelproduzenten gehörte stets auch der „Schwarze Mann“, der dafür zu sorgen hatte, daß der Backofen und die Räucherammer „zogen“. Oben Bäcker und Kaminkehrer aus Lochau (1929), rechts oben Arbeitsalltag in der Metzgerei Messmer in Lochau (1926). Etwa seit der Jahrhundertwende etablierten sich zwischen Bregenz und Gaißau einige Berufsfischer, deren harte, meist naßkalte Arbeit nur selten in einem Verhältnis zum Ertrag stand. Rechts unten Bodenseefischer 1931.



Dienstleistung

Handel

Verwaltung

Wie schon im Kapitel Handwerk angedeutet, verschob sich das ehemals hauptsächlich produzierende Handwerk im Laufe dieses Jahrhunderts in Richtung Dienstleistung. Heute ist dieser Wirtschaftssektor von einer solchen Vielfalt gekennzeichnet, daß man sich für entsprechendes Geld nahezu alles machen lassen kann. Waren es früher noch die Wirte, Messerschleifer oder Bader, die zu den wenigen typischen Dienstleistern zählten, so können wir heute nicht nur Autopannendienste abrufen, Geldüberweisungen tätigen lassen, die Leistungen diverser Sonntagsdienste in Anspruch nehmen, unsere Kinder von unterschiedlichen Spezialisten in verschiedenen Fertigkeiten unterweisen lassen, Verkehrsmittel benutzen oder mieten oder das Mittagessen ins Haus bringen lassen. Die Aufzählung deutet die Möglichkeiten nur an.

Wer es sich allerdings vor hundert Jahren leisten konnte, nahm sich für Arbeiten, die die Mehrzahl der Leute selbst bewerkstelligen mußte, einen Tagelöhner oder sonstiges Personal. Insofern hat es die Dienstleistung auch schon früher gegeben. Nie war sie aber dermaßen institutionalisiert, spezialisiert und via Telefon abrufbar wie heute. Und wer einen Blick nach Amerika riskiert, wird feststellen, daß damit die Möglichkeiten von Serviceleistungen noch lange nicht ausgeschöpft sind.

Ähnliche Wachstumsbranchen der letzten 50 Jahre waren nur der Handel und der Bereich öffentliche Verwaltung. Mit der zunehmenden und verbilligten Produktion von Konsumgütern und durch die Tatsache, daß sich dieselben aus modischen und aus Gründen geringerer Lebensdauer immer schneller umzuschlagen begannen, expandierte der Handel nach 1945 in nie gehabtem Ausmaß. Eine gestiegene Kaufkraft weiter Bevölkerungskreise war dafür ebenso Voraussetzung wie für die enorme Ausweitung des Bankwesens.

Die meisten Vorarlberger, die in der Zeit vor 1938 lebten, hatten Zeit ihres Lebens nie eine

Bank von innen gesehen. Der Anfang der Geschäftstätigkeiten der seit etwa 1880 gegründeten Kassen ist mit denen heutiger Geldinstitute nicht mehr vergleichbar. Gleiches trifft natürlich auf das Versicherungswesen zu, Was als genossenschaftliche Selbsthilfe begann, entwickelte sich zum riesigen Dienstleistungsgeschäft. Mit dieser Entwicklung ging einher, daß die handwerklichen Dienstleistungen gegenüber den verwaltenden in Rückstand gerieten, die in „der Blauen“ Arbeitenden nahmen ab, die im „weißen Kragen“ zu. Eine ähnliche „Verfeinerung“ ist auch in vielen Bereichen des Handels festzustellen. Eine Lebensmittelverkäuferin um 1930 hatte noch Sauerkraut aus der „Stunde“ zu schöpfen und eingelegte Eier aus dem Kalk zu fischen. In heutigen Supermärkten wird vom Personal nicht mehr verkauft, sondern gestapelt und kassiert. Fachgeschäfte mit entsprechender Beratung sind dem Handelsgeschäft von anno dazumal also wesentlich ähnlicher, weil sie neben der Ware auch eine Dienstleistung anzubieten haben.

Ein solches Selbstverständnis beginnt die öffentliche Verwaltung erst allmählich zu entwickeln. Der obrigkeitliche Staat vergangener Jahrhunderte ließ nie einen Zweifel darüber aufkommen, daß seine Amtshandlungen zu leistende Pflichten forderten oder behördliche Gnade verteilten. Erst in den letzten Jahren beginnt die Verwaltung mit unterschiedlichem Engagement die Staatsbürger nicht mehr als Bittsteller zu behandeln, sondern die eigene Tätigkeit als Serviceleistung zu begreifen. Auch die immense Ausweitung der öffentlich verwalteten Lebensbereiche und damit der personellen Ausstattung dieses Sektors verbindet die Verwaltung mit der Dienstleistung. Zugleich waren alle drei – Dienstleistung, Handel und Verwaltung – nur sehr schlecht in typische Bilder umzusetzen; das verweist nicht nur auf eine weitere Gemeinsamkeit, es erklärt auch die relativ magere Photoausbeute dieses Abschnittes.



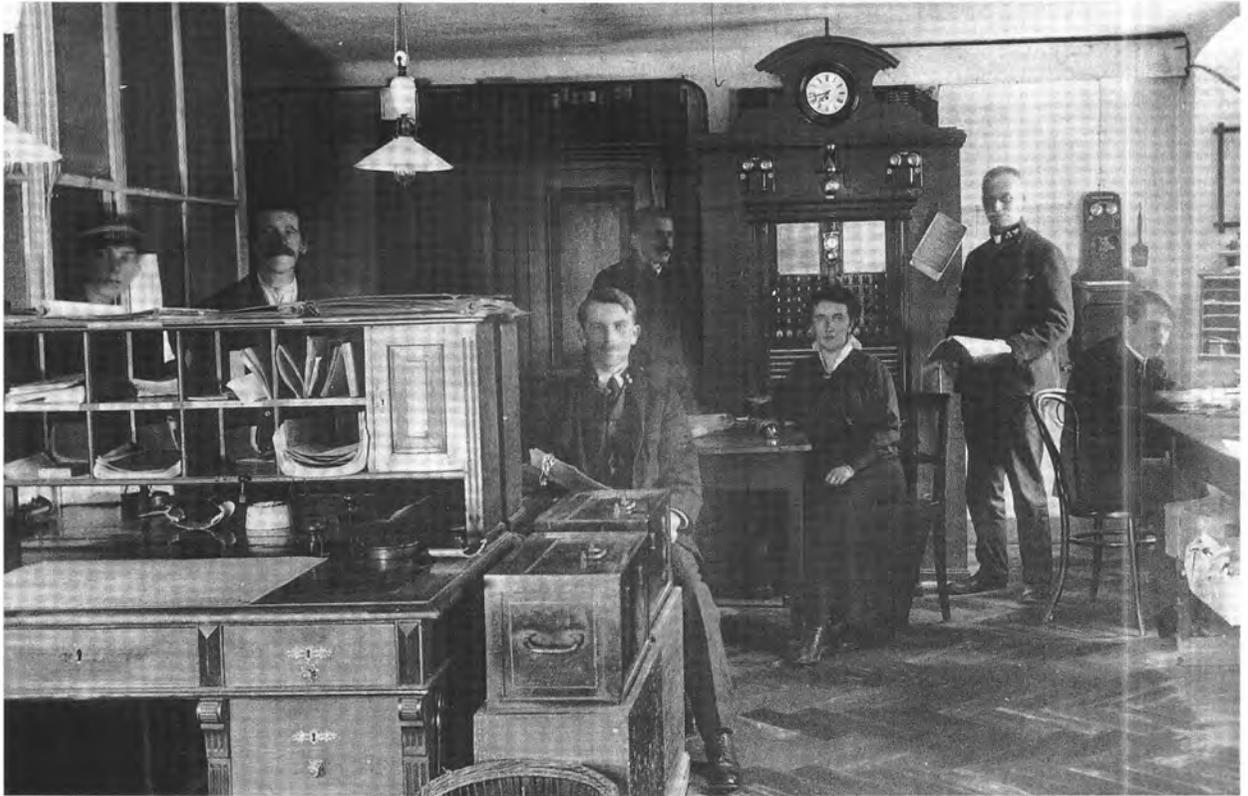
So wie die Montafoner als Krauthobler durch halb Europa zogen, kamen aus dem Trentino jährlich die Scherenschleifer – auch nach Vorarlberg. Sie führten, wie hier Ricardo Collini, den typischen Schleiferkarren aus Maulbeerbaumholz mit sich. Das Rad diente sowohl der Fortbewegung als auch als Schwungmasse zum Antrieb des Schleifsteins. Wie viele Trentiner ließ sich auch Collini (1894) in Vorarlberg (Lauterach) nieder; die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1910.



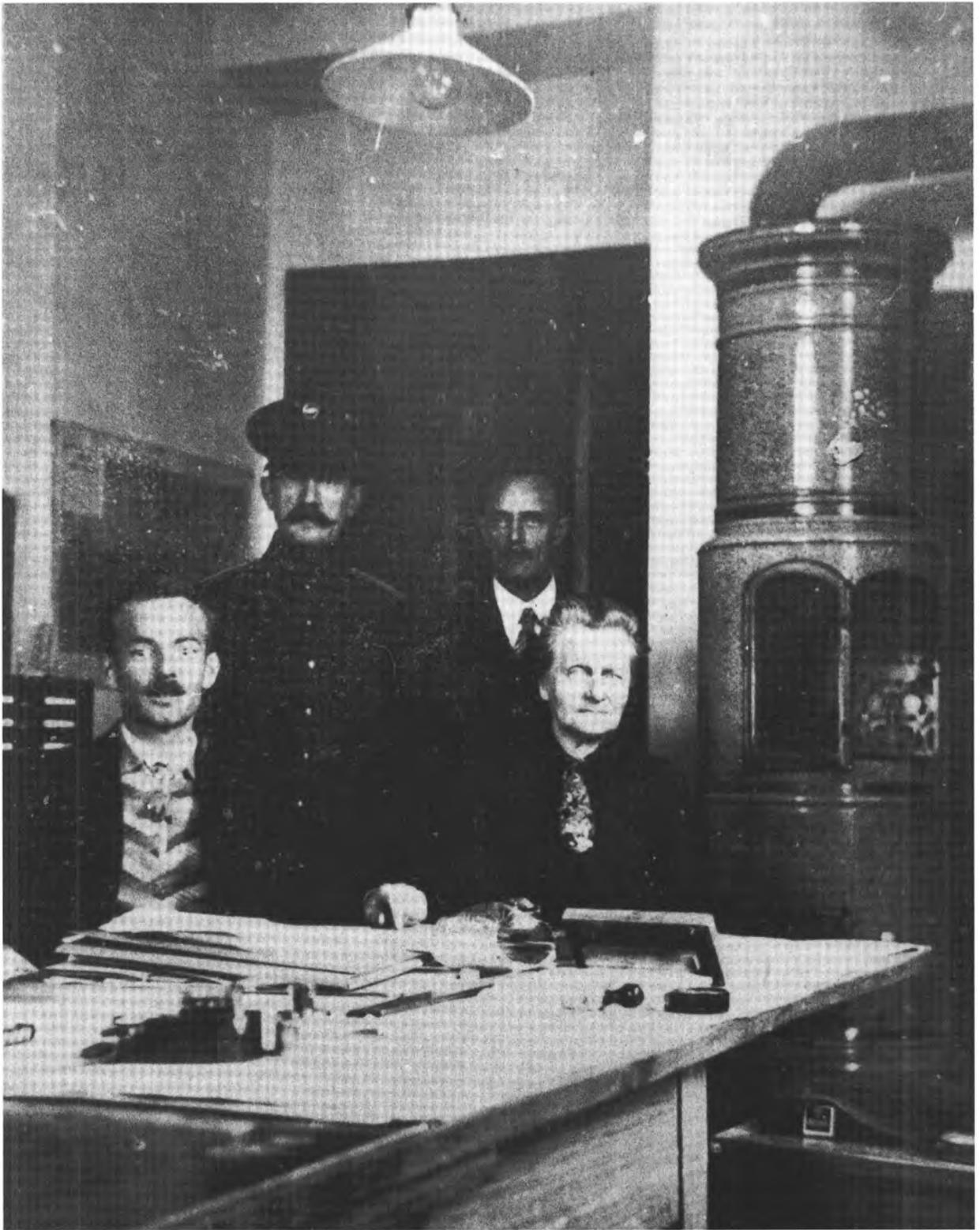


Völlig unterschiedliche Dienstleistungen zeigen die drei Bilder dieser beiden Seiten. Oben links ist ein Fergger mit Wagen zu sehen, der vor einem Wolfurter Stickerhaushalt (um 1910) seine Ware umschlägt. Der Fergger war eine Art Vermittler bzw. Zwischenhändler zwischen dem Verleger und den Stickern. Er brachte das Rohmaterial – meist aus der Schweiz – zu den Heimstickern und sammelte die Fertigprodukte wieder ein. Dabei blieb ihm auch die undankbare Aufgabe der Preisverhandlungen. Zahlreiche Textilunternehmer sind aus solchen Ferggerfamilien und Subunternehmern hervorgegangen.

Besonders ärmere Menschen, auch solche mit Behinderungen, konnten sich in der dörflichen Gesellschaft durch verschiedene Dienste zumindest ein „Sackgeld“ verdienen, wie der Brotausträger aus Hörbranz (um 1925), der besonders an den Wochenenden, wenn sich auch die bäuerlichen Familien gekauftes Weißbrot leisteten, Arbeit hatte. Ein altes Dienstleistungsgewerbe bildeten die Bart- und Haarschneider (Friseure, Barbieri, Bader), die besonders in den Städten ihren festen Platz hatten. Die feineren Herren ließen sich täglich rasieren, wobei der Friseur meist ins Haus bestellt wurde. Das obere Bild zeigt einen Friseur in ganz anderer Umgebung bei seiner Arbeit, nämlich auf der Hochgebirgsbaustelle Silvrettadorf (1938) der Vorarlberger Illwerke. Dort wohnten und arbeiteten zeitweise mehr Männer als in allen Dörfern von Schruns bis Partenen zusammen.



Den Geldverkehr, lange die fast ausschließliche Angelegenheit der Post, begannen nach 1945 die Banken immer stärker mitzugestalten. In Vorarlberg begründeten vormalige Geldverleiher, die Gebrüder Brettauer aus Hohenems, das erste Bankinstitut. 1898 wurde die landeseigene Hypothekenanstalt gegründet; einer der ehemaligen Direktoren dieser Bank, nämlich Dr. Anton Rusch, ist links an seinem Arbeitsplatz abgebildet. Oben das Personal des Postamtes von Rankweil während des Ersten Weltkrieges, der Offizier im Hintergrund leitete das Feldpostwesen und war zugleich Zensurbehörde.



Die Verwaltung einer mittelgroßen Gemeinde wie Lochau besorgten in der Zwischenkriegszeit vier Personen: der Gemeinsekretär und eine „Schreibkraft“ (vorne), ein Gemeindepolizist und ein Ausgeher (Amtdiener). Meist waren die Gemeinsekretäre die wirklichen Chefs der Gemeindeverwaltung, da die Bürgermeister ihr Amt nur nebenberuflich ausübten.

Heute hat dieselbe Gemeinde bei doppelter Einwohnerzahl einen hauptberuflichen Bürgermeister und an die 40 Gemeindebedienstete. Diese Zahl belegt die Zunahme öffentlicher Aufgaben recht nachdrücklich.



Bild oben: Angestellte in der Hauptverwaltung der Vorarlberger Kraftwerke Ende der dreißiger Jahre.

Bild unten: In der Lochauer Konservenfabrik Hagn war die Verwaltung nur durch eine Barriere von Verpackung und Versand getrennt. Innerhalb dieser Abzäunung: einige Schreibkräfte, der Buchhalter und der Chef (um 1910).



In bezahlten Diensten standen viele Menschen auch in anderen Branchen; früher als Dienstboten bezeichnet, später als Bedienstete. Hier zwei typische, geschlechtsspezifische Gruppen: oben das Küchenpersonal eines Hohenemser Gasthauses (1927), unten die „Herrschaftschauffeure“ der Firma F. M. Hämmerle um etwa dieselbe Zeit.





Alles Notwendige und in besseren Zeiten noch einiges darüber hinaus gab es im Dorfladen, der aber keineswegs überall in Größe und Ausstattung mit dem links unten abgebildeten Wolfurter Konsum (1938) mithalten konnte. Die Palette fertigverpackter Produkte war um diese Zeit schon recht ansehnlich, trotzdem war das Abfüllen und Wiegen noch die wichtigste Beschäftigung der Verkäuferinnen. Neben den sogenannten Gemischtwarenhandlungen waren in den Städten Eisenwaren- und Ausstattungsgeschäfte die wichtigsten Handelshäuser. In einem Geschäft wie Sagmeister in Bregenz (oben, 1937) konnte man von der Brautausstattung bis zu Hosenträgern, vom Erstkommunionsanzug bis zur Einkaufstasche alles haben. Zwischen Verkaufspersonal und Kundschaft stand hier wie in allen Läden die „Budel“; die Selbstbedienung war eine Erfindung der großstädtischen Kaufhäuser und begann sich in unseren Breiten erst nach 1945 allmählich durchzusetzen.

Der Apotheker allerdings kann auch heute noch keinen eigenen Kundenzugriff gestatten, individuelle Bedienung und Beratung sind notwendig, wenn es um die Gesundheit geht. Fertigprodukte haben aber auch hier weitgehend die eigene Herstellung abgelöst. Magister Robert Hofman, der erste Apothekeninhaber in Lustenau (links oben, 1917), mischte seine Pulver und Tropfen noch großteils selbst.



Auch jene Wissenschaftler, die durch ihre Erkenntnisse und Gutachten die unmittelbaren Voraussetzungen für wirtschaftliche Neuerungen und infrastrukturelle Verbesserungen schufen, zählen zu Dienstleistern im weitesten Sinne. So sind etwa geologische Gutachten die notwendige Vorbedingung für den Stollen- und Straßenbau. Dazu ist und war die Erkundungsarbeit im Gelände vonnöten. Ein solcher, stark aufs Praktische ausgerichteter Geologe war der 1942 von den Nazis hingerichtete J. A. Malin (links im Bild), der sich neben Widbach- und Murenproblemen auch der Suche von Kieslagerstätten widmete (hier 1935 im Großen Walsertal).

Wie in nur wenigen Gebieten des heutigen Österreichs, hat seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in Vorarlberg die industrielle Produktion sich durchzusetzen begonnen. Die Voraussetzungen dafür waren offensichtlich gegeben. Da gab es einmal verfügbare Wasserkräfte als Grundbedingung zum Antrieb von Maschinen, da war eine zahlreiche bäuerliche Bevölkerung, die in der Landwirtschaft das Auskommen nur teilweise finden konnte, deshalb bereits mit den Techniken textiler Fertigung vertraut war und zudem – und das war ganz entscheidend – relativ mobil, das heißt nicht an den Grundbesitz gebunden war. Es waren in der Anfangsphase vornehmlich ausländische Investoren, die sich diese idealen Bedingungen zunutze machten und damit auch einheimische Kaufleute und Fergger zum gewagten Schritt in die industrielle Fertigung ermutigten. Dazu gehörten in der frühen Phase besonders Ganahl, Getzner, F. M. Hämmerle, Herrburger und Rhomberg und F. M. Rhomberg, alles Textilfabrikanten.

Im Gefolge der österreichischen Außenpolitik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr der anfängliche Aufschwung allerdings einen scharfen Knick, indem das wichtigste Absatzgebiet für Vorarlberger Textilprodukte, nämlich Norditalien, 1866 endgültig für Österreich verloren ging. Erst als die Monarchie mit einer schützenden Zollpolitik der eigenen Wirtschaftskraft wieder unter die Arme griff, näherten sich Zeiten erneuter Konjunktur. Für Vorarlbergs Industrie war neben dieser reichsweiten wirtschaftlichen Großwetterlage zusätzlich die verkehrsmäßige Anbindung an die Donaumonarchie von bahnbrechender Bedeutung. Ab 1880 kann von einer zweiten Industrialisierungswelle gesprochen werden, die in ihrem Produktivitätsschub der ersten nach 1800 um nichts nachstand. Und wieder waren es zu einem erheblichen Teil ausländische Unternehmen, die in Vorarlberg Fabriken gründeten, deren Produkte sie auf dem über 50 Millionen Einwohner umfassenden Markt der Donaumonarchie abzusetzen trachteten. Der Bau der Arlbergbahn (1884) war allerdings die notwendige Voraussetzung für diese „Zollgründungen“. Neben weiteren Textilfabriken (z. B. Ben-

ger, Schoeller) begannen sich nun auch andere Produktionszweige niederzulassen, wobei besonders die Lebensmittelindustrie hervorzuheben ist (Suchard, Maggi). Doch trotz dieser beginnenden Streuung der industriellen Produktion blieb Vorarlberg bis herauf in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Land der Textilindustrie.

Dieser zweite Industrialisierungsschub brachte dem Land noch eine weitere Veränderung, mit der fertigzuwerden vielen Bewohnern nicht leichtfiel: Neben der Einfuhr von Kapital, Maschinen und technologischem Wissen kam es ab 1880 zum Import von Arbeitskräften, die einerseits einen Bedarf abdeckten, andererseits die Funktion von Lohndrückern für die einheimischen Arbeiter hatten. Akquiriert wurden die Arbeitskräfte in der Hauptsache im damals zu Österreich gehörenden Trentino, einem alpin-bäuerlichen Gebiet mit überzähliger und deshalb anspruchloser Bevölkerung. Bürs, Kennelbach und Hard zählten um die Jahrhundertwende nahezu gleichviel italienisch sprechende wie deutsch sprechende Einwohner.

Waren die einheimischen Fabrikarbeiter bisher zum großen Teil mit einem Bein in der Landwirtschaft und damit auch im dörflichen Milieu verankert geblieben, so entstand mit den Zugewanderten jetzt eine völlig besitzlose Industriearbeiterschaft, die, weil sie auf keine Nebenverdienstsquellen zurückgreifen konnte, allein vom Industrierwerb leben mußte. Allerdings konnte sie das meist nur durch die Erwerbstätigkeit mehrerer Familienmitglieder. Auch die Fabrikarbeit selbst unterschied sich nun von der bäuerlichen ganz grundsätzlich. Nicht die Natur lieferte die Vorgaben, sondern die Laufzeit und das Tempo der Maschinen. Die Umfunktionierung von Bauern zu Industriearbeitern gestaltete sich zu einem teilweise schmerzvollen Disziplinierungsprozeß, in dem die Unterordnung unter festgelegte Zeiteinheiten die auffälligste Rolle spielte. Alle frühen Fabriksgebäude haben weithin sichtbare Uhrtürme. Der Kampf um die Verringerung der ursprünglich vierzehnstündigen täglichen Arbeitszeit war denn auch eine zentrale Forderung der organisierten Arbeiterschaft gegen Ende des Jahrhunderts. Bis zum Ersten Welt-

krieg hatten sich die Arbeiter den 10-Stunden-Tag erkämpft, in der Zeit der Ersten Republik kam der freie Samstagnachmittag dazu. Gleichbleibend war aber für diesen genannten Zeitraum, daß die Härte der Industriearbeit in keinem Verhältnis zum jeweiligen Lohn stand, daß die zahlreich in Anspruch genommene Frauenarbeit besonders gering entlohnt wurde und

daß sich die Vorarlberger Arbeiterschaft auch in Zeiten besonderer Bedrängnis meist geduldig, nur selten kämpferisch verhielt. Die Ursachen dafür sind so vielfältig wie traditionell. Jedenfalls hat die Haltung der Industriearbeiter innerhalb und außerhalb der Fabrik die entscheidenden Voraussetzungen für ein hochproduktives Industriesystem geschaffen.



Industrialisierung bedeutet Zentralisierung von Arbeitsabläufen, das heißt Verlagerung der Hausproduktion in die Fabrik. Damit entstanden für die Arbeiter/innen oft lange Wege zum Arbeitsplatz. Die Erfindung des Fahrrades war deshalb für die Arbeiterschaft eine Erleichterung von epochaler Bedeutung. Die Organisationen, die sich um die Arbeiter kümmerten, gründeten deshalb schon sehr früh Radfahrervereine, die neben gemeinsamen Radausflügen auch Flickurse und andere Serviceleistungen anboten.

Nur selten unterhielten die Firmen selbst einen organisierten Werksverkehr, wie das eine Heerbrugger Firma ihren Lustenauer Grenzgängern bot. Frauen und wenige Männer durften auf der Ladefläche des Lkw mitfahren, die jüngeren Burschen mußten mit einem Holzanhänger vorliebnehmen. Die Zusammenstellung dieser Fuhrre verweist anschaulich auf das Zusammentreffen der neuen und der alten Zeit: hinterm Lkw der Pferdewagen, daran anschließend die stolzen Besitzer eines Fahrrades, das zumindest auf dem Weg zur Arbeit und in der Freizeit ein wenig Unabhängigkeit bedeutete. Die Abfahrtsszene wurde Ende der zwanziger Jahre an der Sammelstelle, dem Lustenauer Gasthof „Edelweiß“, aufgenommen.

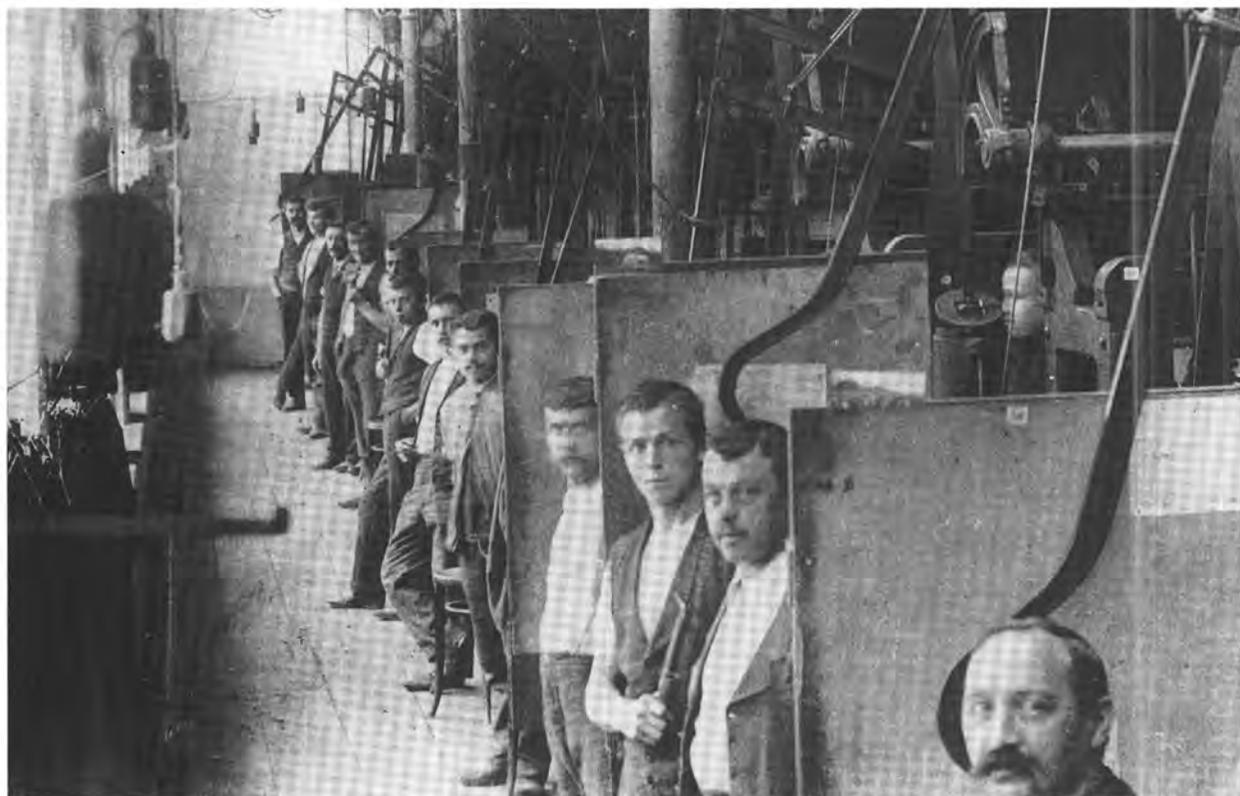




Auch die Fabriksarbeit hatte unterschiedliche Gesichter. Gegen die Arbeit der jungen Mädchen in der Baumwoll- und Seidenspinnerei nimmt sich der Arbeitsplatz der Näherinnen in der Hohenemser Wäschefabrik Bollag geradezu idyllisch aus (links oben). Bereits im 19. Jahrhundert wurden in der Textilindustrie zu einem großen Teil Mädchen und junge Frauen beschäftigt, da man ihnen – nach dem Verbot der Kinderarbeit – am meisten zumuten konnte. Frauen waren anspruchsloser, geschickter und vor allem billiger. Dies traf besonders auf die zahlreichen Italienerinnen zu, die für die Vorarlberger Textilindustrie angeworben wurden. Unternehmen in Bludenz, Kennelbach und Hard beschäftigten um die Jahrhundertwende mehrheitlich Arbeitskräfte aus dem Trentino.

Bei qualifizierteren Arbeiten oder solchen, die längere Anlernzeiten erforderten, wurde eher auf einheimische Frauen gesetzt. Dies gilt auch für die meisten kleineren Betriebe, wie etwa für die oben abgebildete Hohenemser Stickereifabrik (Mitte der zwanziger Jahre).

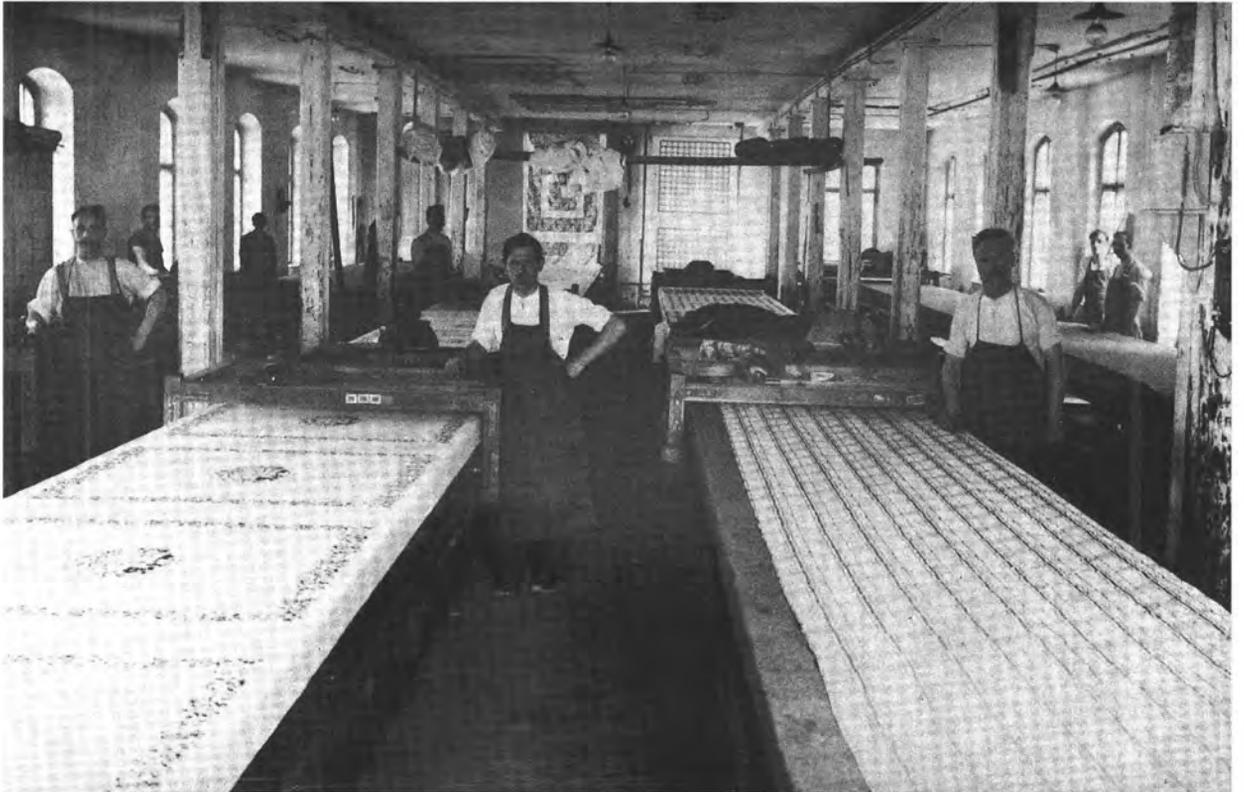
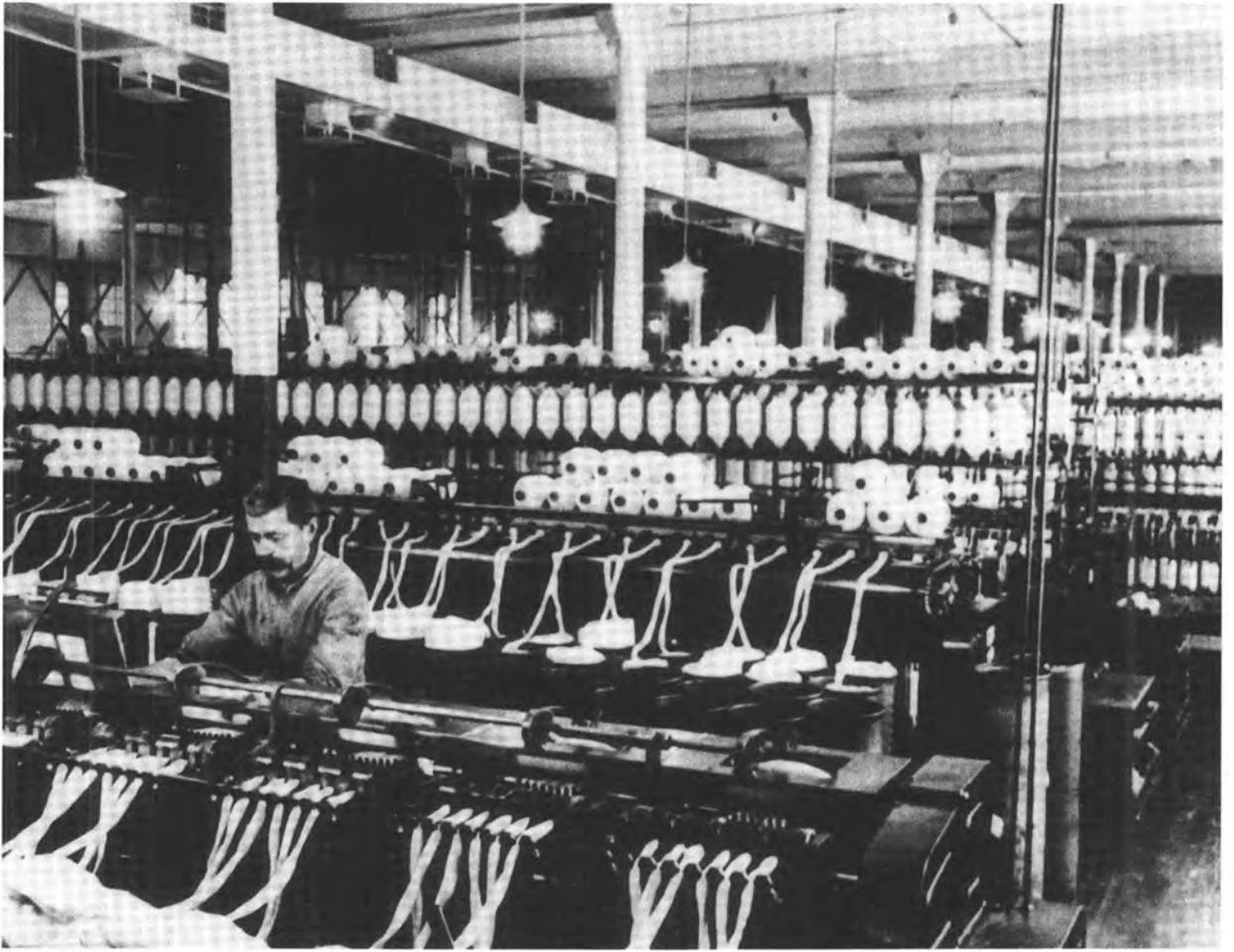
Das Bild links unten ist eines der wenigen Bilddokumente zu den industriellen Arbeitsverhältnissen im 19. Jahrhundert, es stammt aus der Spinnerei J. G. Ulmer (später Fußenegger) in Dornbirn (um 1890).

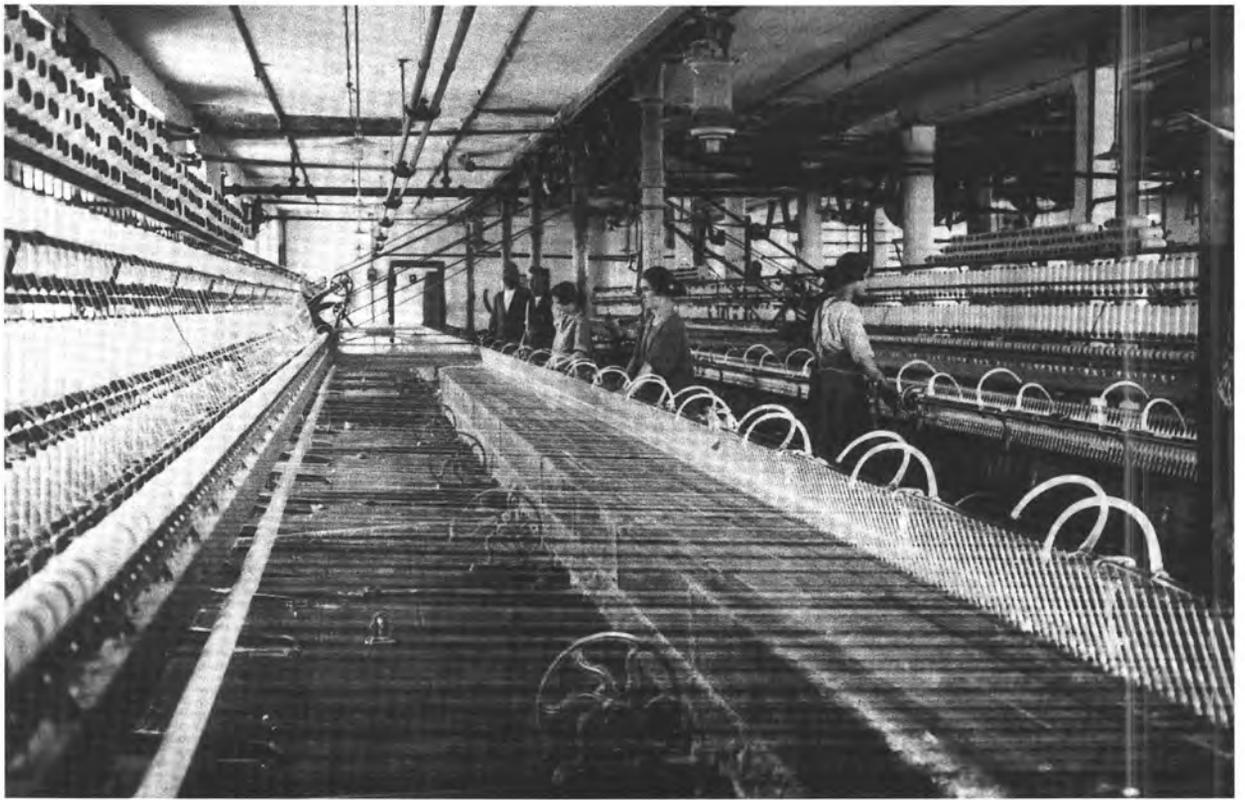


Je entwickelter die maschinelle Technik, desto weniger Arbeitsplätze für die Menschen. Oben eine relativ alte Produktionsform, nämlich eine Pantographenstickereifabrik in Weiler im Jahre 1910, rechts oben ein Blick in einen Maschinensaal der Firma Getzner in Nenzing. Hier hat die Automatisierung in den zwanziger Jahren schon solche Fortschritte gemacht, daß eine Person mehrere Maschinen nebeneinander bedienen konnte. Rechts unten wird noch personalintensiv produziert, in der Hohenemser Stoffdruckerei Stux wurde um 1925 noch im Handdruckverfahren gearbeitet. Neben den Stoffdruckern gab es noch eine ganze Reihe weiterer Berufe, die in Teilgebieten der Textilindustrie eine relative gewerbliche Selbständigkeit erreichen konnte. Als solche sind besonders die Färber, Veredler und Formstecher zu erwähnen.

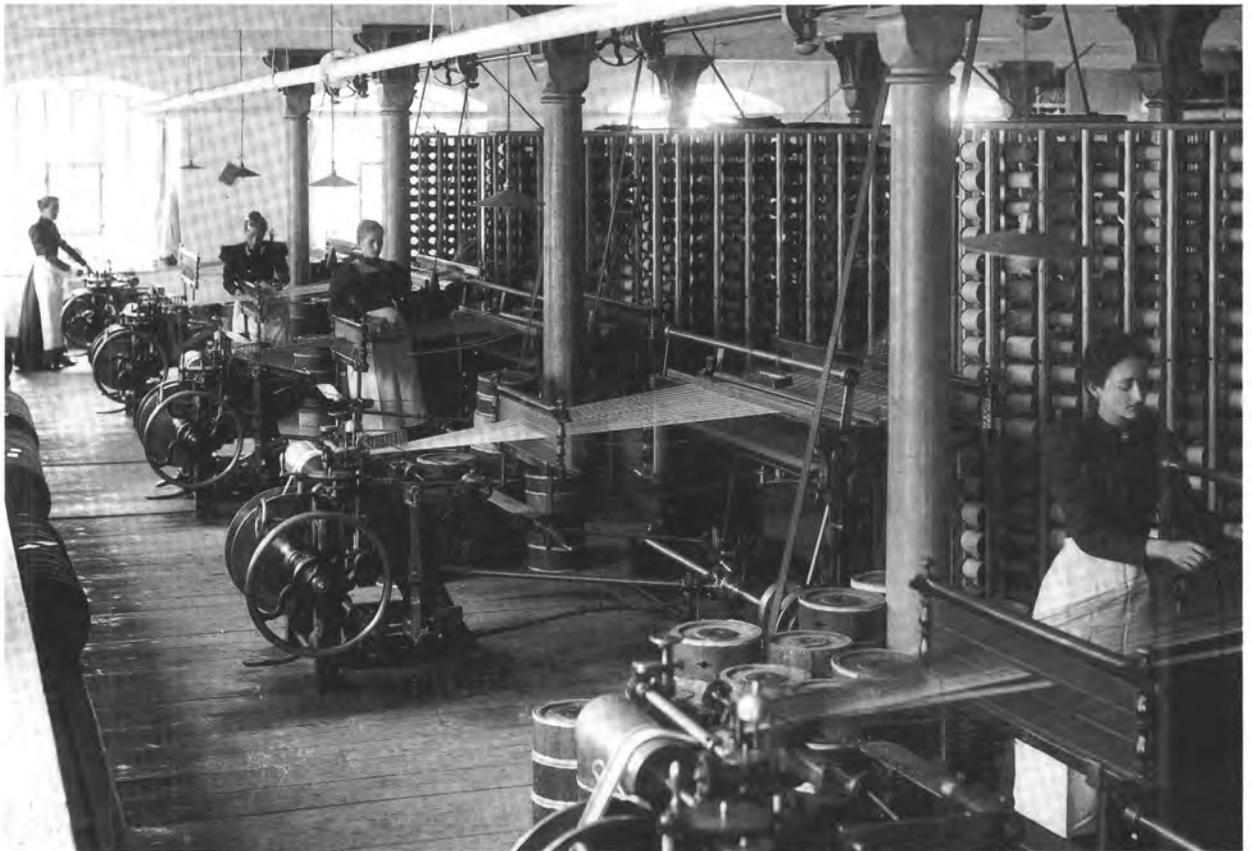
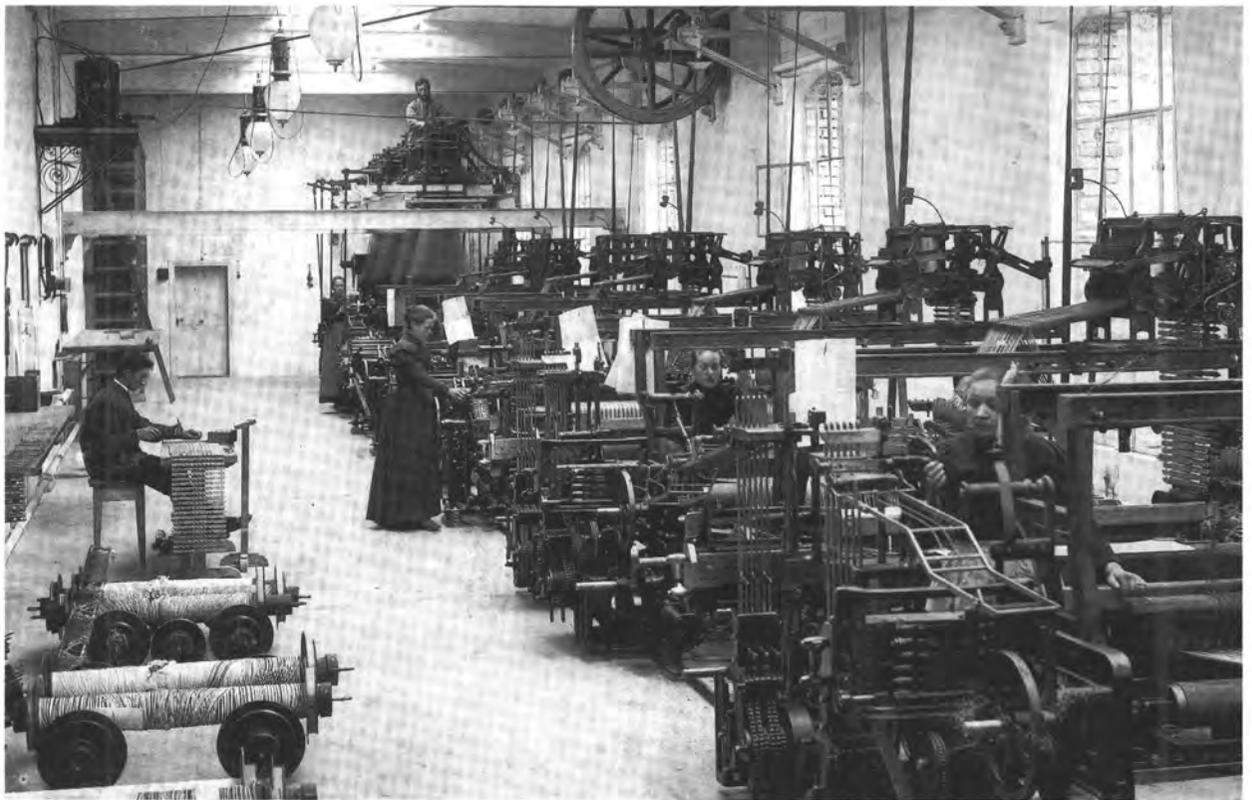
Obwohl die Arbeiter oben und rechts unten für den Phototermin kurz von der Arbeit ablassen durften, werden die jeweiligen Arbeitsbedingungen vorstellbar.

Wenn eine Firma in Konkurs ging – und das war in der Stickerei in den Jahren vor und während des Ersten Weltkriegs häufig der Fall –, gab es für die Arbeiter keine soziale Absicherung, nicht von ungefähr forderten sie deshalb ihren Lohn wöchentlich.

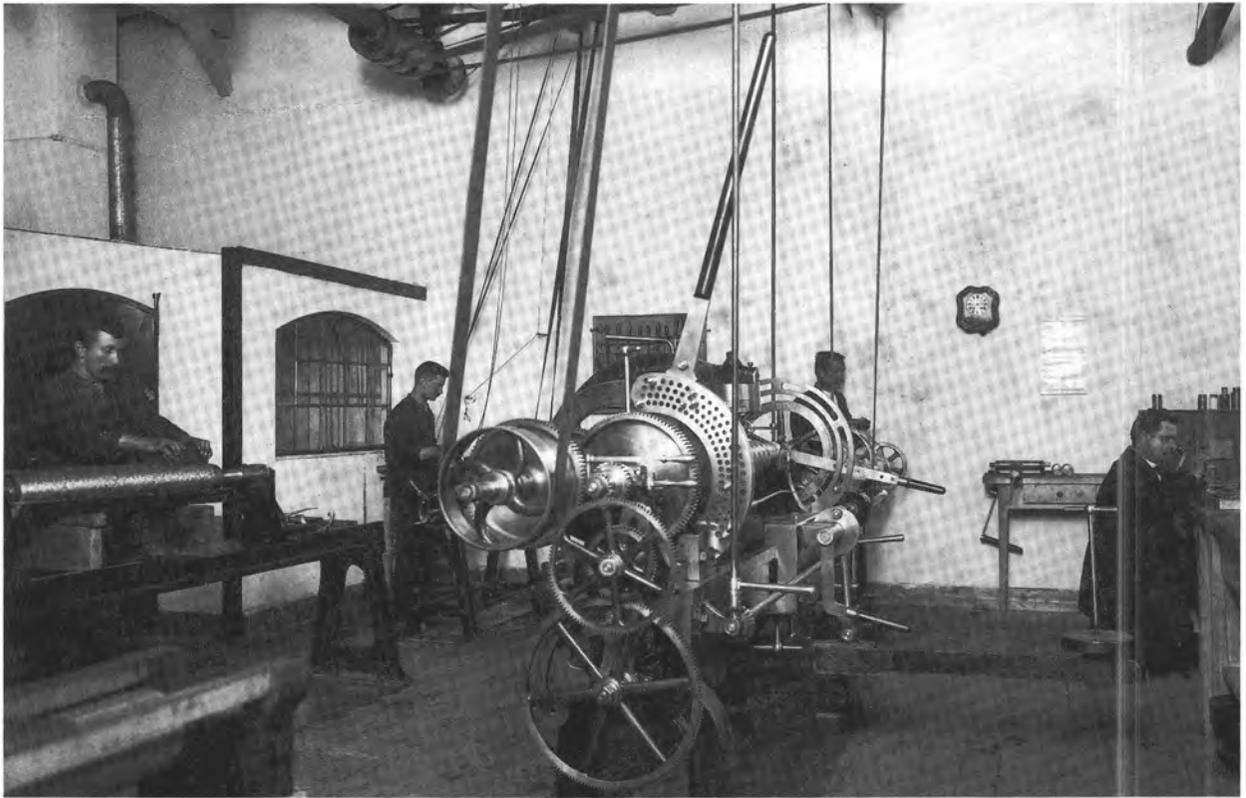




Arbeitsalltag der Textilarbeiterinnen: Die Maschinen geben den – oft lauten – Ton an. Beide Bilder stammen aus den zwanziger Jahren, das obere aus einer Nenzinger, das untere aus einer Dornbirner Textilfabrik.



Anlässlich der Dornbirner Gewerbeausstellung im Jahre 1900 wurden einige Abteilungen der textilindustriellen Fertigung durchphotographiert; deshalb die Arbeiterinnen im Sonntagsgewand. Oben die Musterweberei, unten die Zettlerei bei F. M. Hämmerle in Dornbirn-Steinebach.

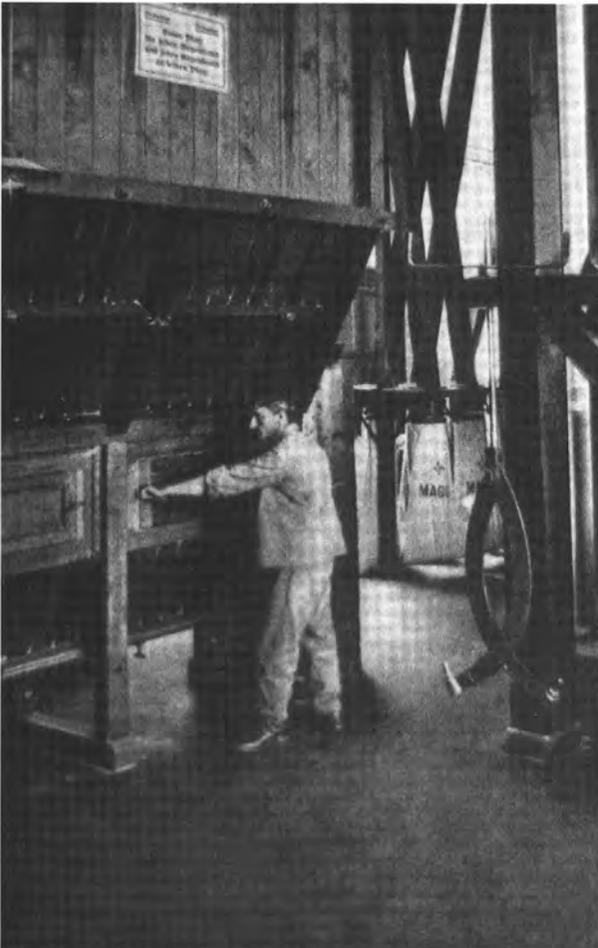


Beide Bilder dokumentieren Spezialbereiche der Textilveredelung: oben Textilgraveure von F. M. Rhomberg, unten die Stickerei-Bleiche der Firma J. M. Fussenegger, beide in Dornbirn.



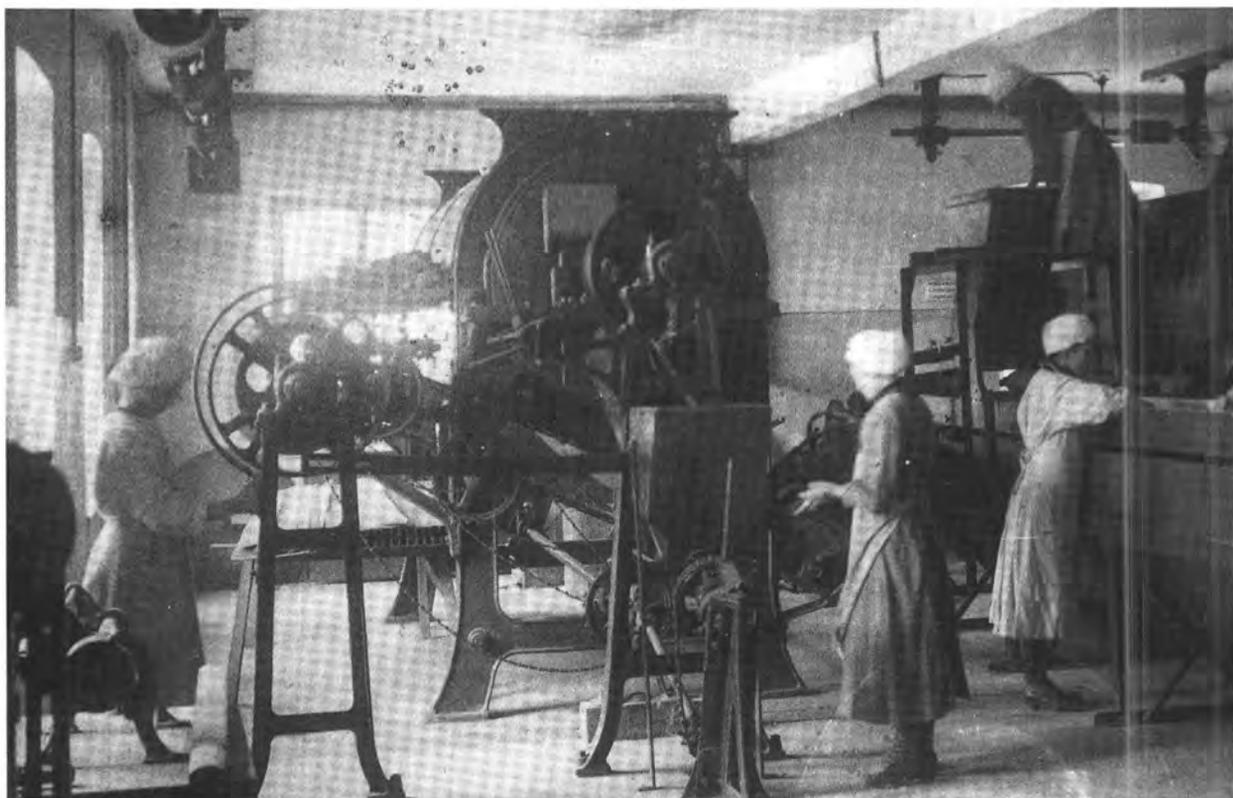
Je mehr Frauen in der Industrie arbeiteten, desto kürzer kam in vielen Familien der Haushalt. Dieses Faktum nützte die aufkommende Lebensmittelindustrie, um immer neue Fertigspeisen auf den Markt zu bringen. Der Maggi-Suppenwürfel wurde zum Inbegriff dieser Entwicklung, die auch für die Vorarlberger Arbeiterfrauen Kocherleichterung brachte.

Mit der Abnahme des bäuerlichen Bevölkerungsanteiles ging auch ein Rückgang der Selbstversorgung einher. Dies trifft für die Produktion eigener Lebensmittel ebenso zu wie für die Herstellung eigener Getränke. Vom Wachsen der Brauereiindustrie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts war bereits die Rede. Ähnliches gilt für den Sektor der nicht alkoholischen Getränke, deren Erzeuger auch vom beginnenden Fremdenverkehr profitierten. Jedenfalls wurden Sirupgetränke und Limonaden um die Jahrhundertwende in der Gastronomie bereits häufiger serviert als Süßmost. Das obere Bild zeigt die Sirupherstellung in einem Bregenzer Betrieb um 1910, links wird eine Ladung Zucker herbeitransportiert, die wichtigste Grundsubstanz dieses Süßgetränkes.

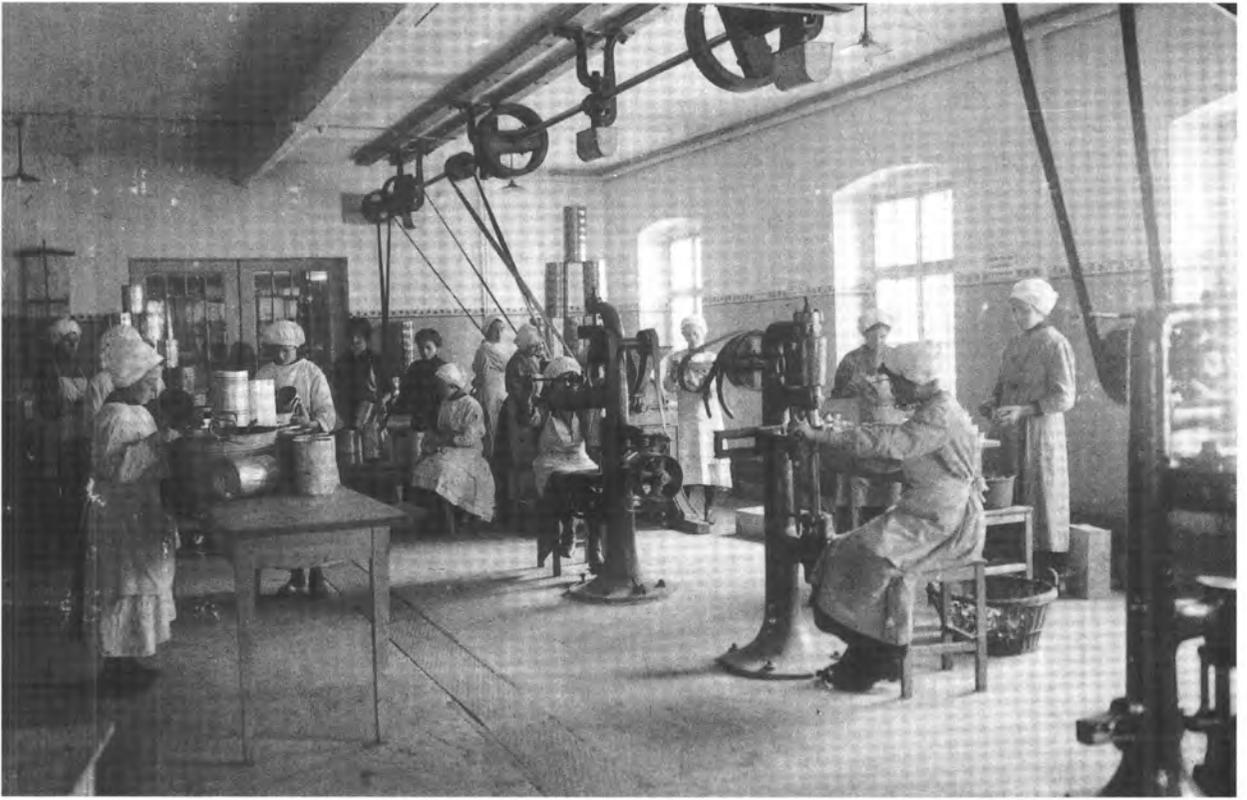


Die bedeutendste Lebensmittelfabrik war Maggi in Bregenz. Von dieser aus Zollgründen errichteten Produktionsstätte aus wurde von dem Schweizer Unternehmen der österreichisch-ungarische Markt mit Suppenwürfeln und Würze beliefert. Die vier Bilder aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zeigen verschiedene Ausschnitte aus dem Produktionsprozeß: links die Herstellung des Suppenmehls, oben die Fassung der Suppenwürfel, rechts oben die Etikettierung der Suppenwürzelflaschen, rechts unten die Verpackung der handelsfertigen Ware. Wie in der Textilindustrie war auch hier die Mehrzahl der Arbeitskräfte weiblich.

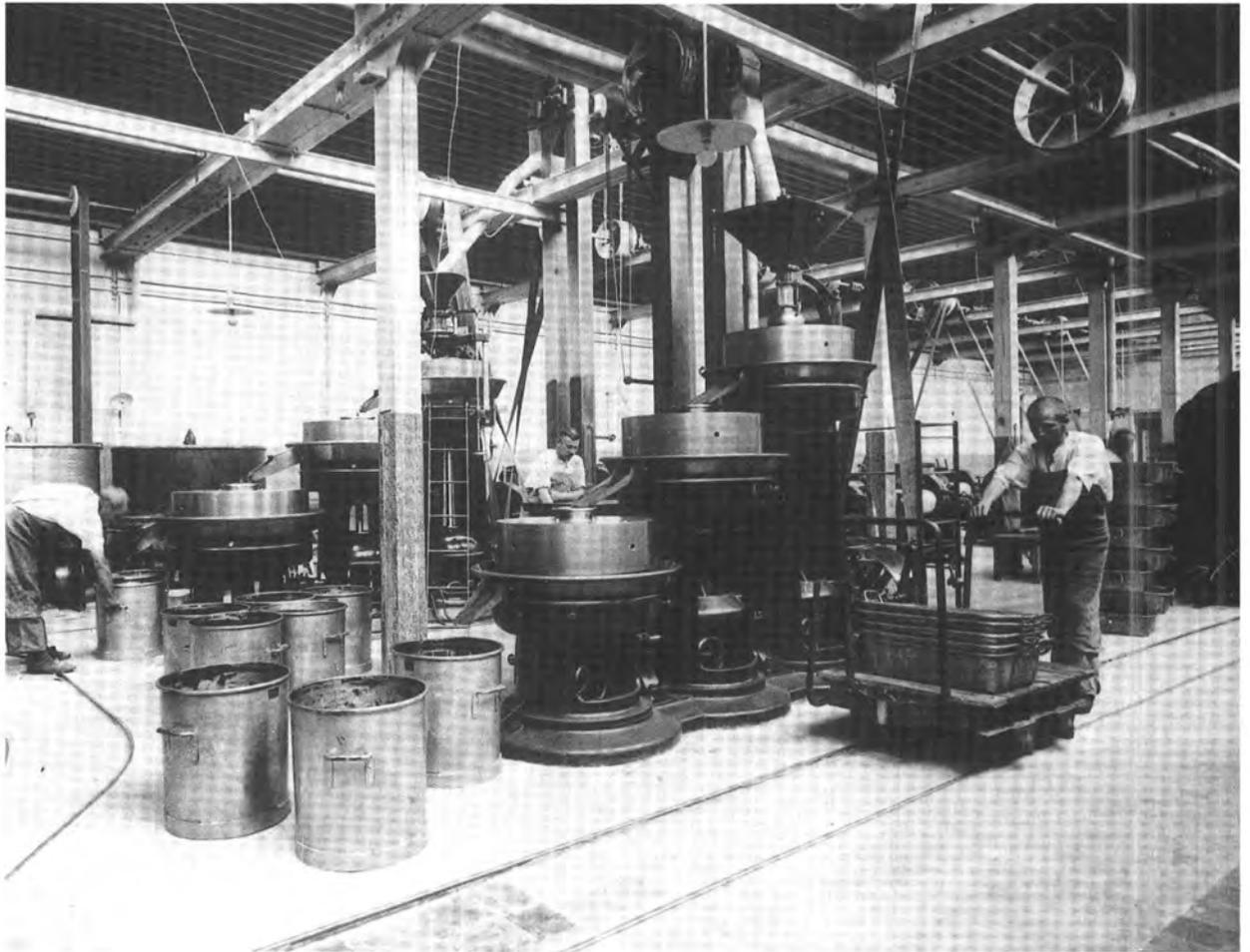
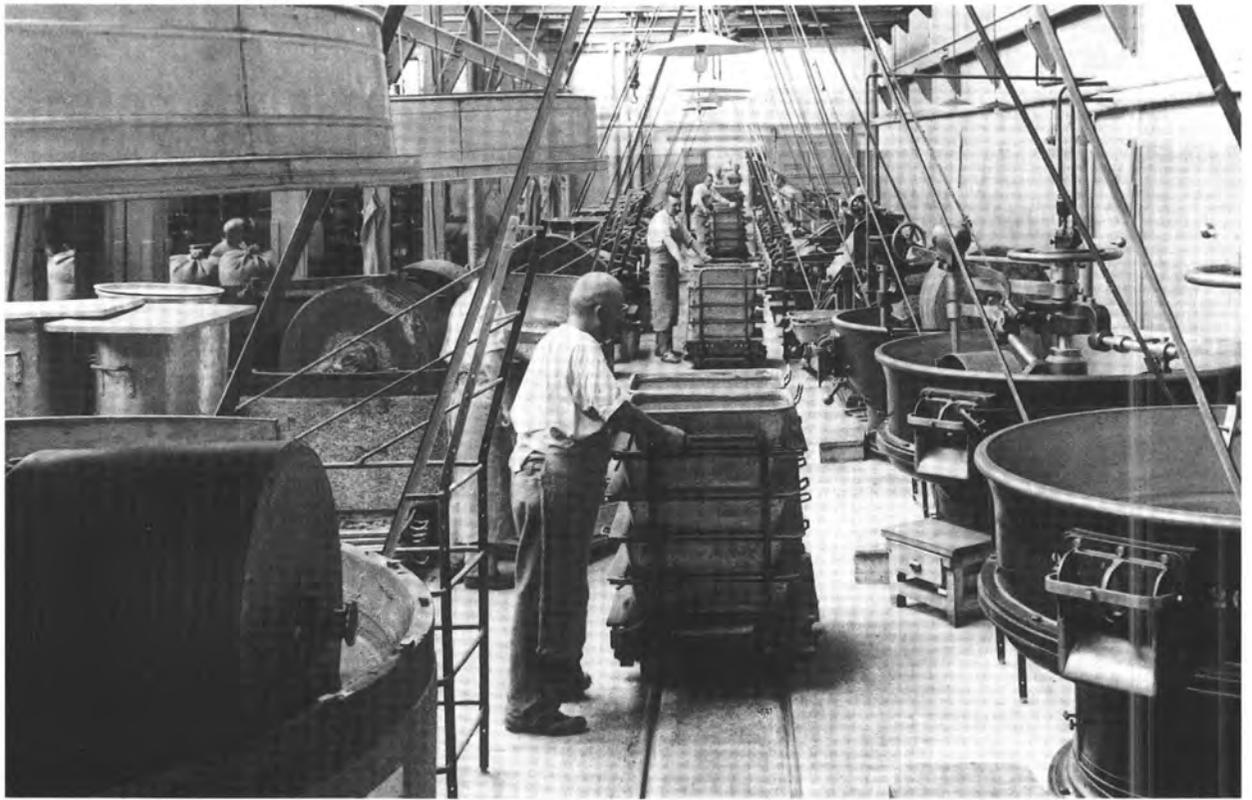


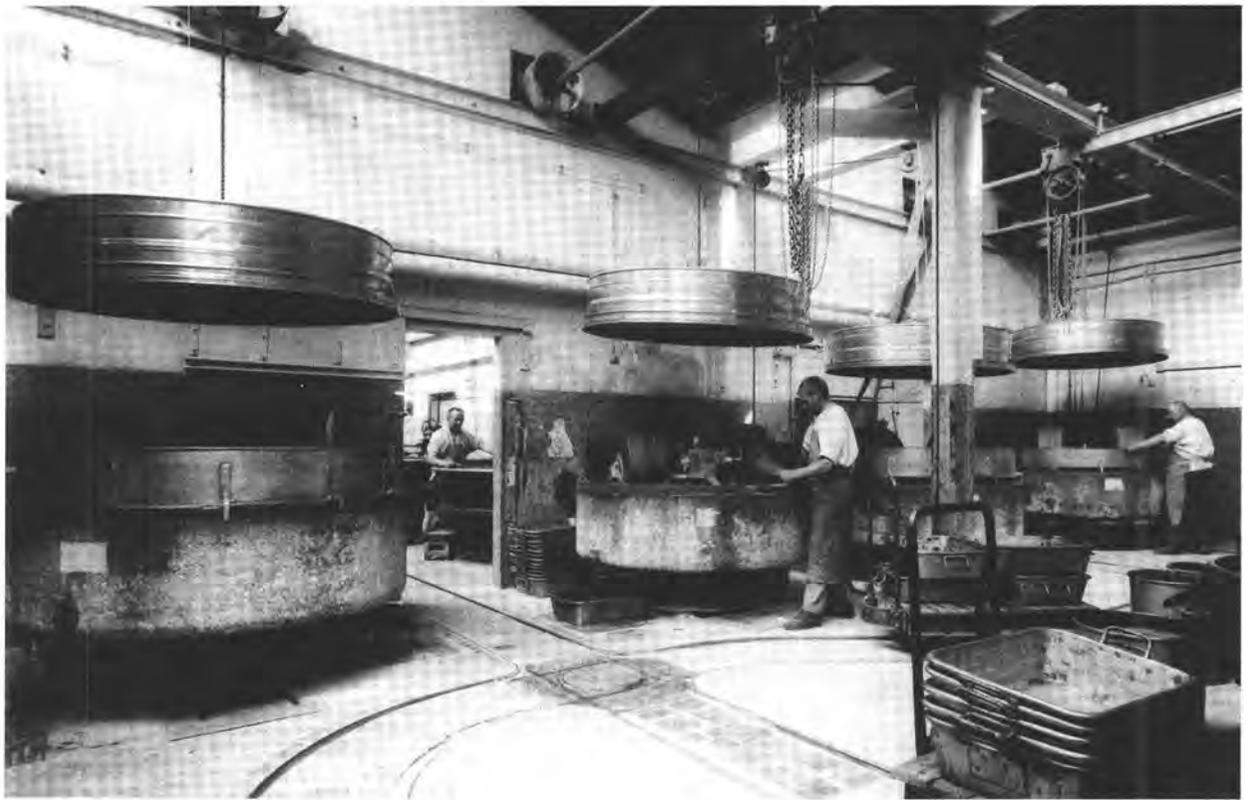


Den Fertigsuppen folgten die Obst- und Gemüsekonserven. Die bedeutendste von mehreren Vorarlberger Konservenfabriken war die um die Jahrhundertwende gegründete Firma Bernhard, später Hagn und heute Breganzia in Lochau.



Die Bilder aus den frühen zwanziger Jahren führen die heute noch wichtigsten Arbeitsschritte in der Konservenindustrie vor: links oben wird die Rohfrucht verlesen und in Zerkleinerungsmaschinen gefüllt, unten blanchiert bzw. gekocht, rechts oben werden die Dosen abgefüllt und geschlossen, unten etikettiert und versandfertig verpackt.





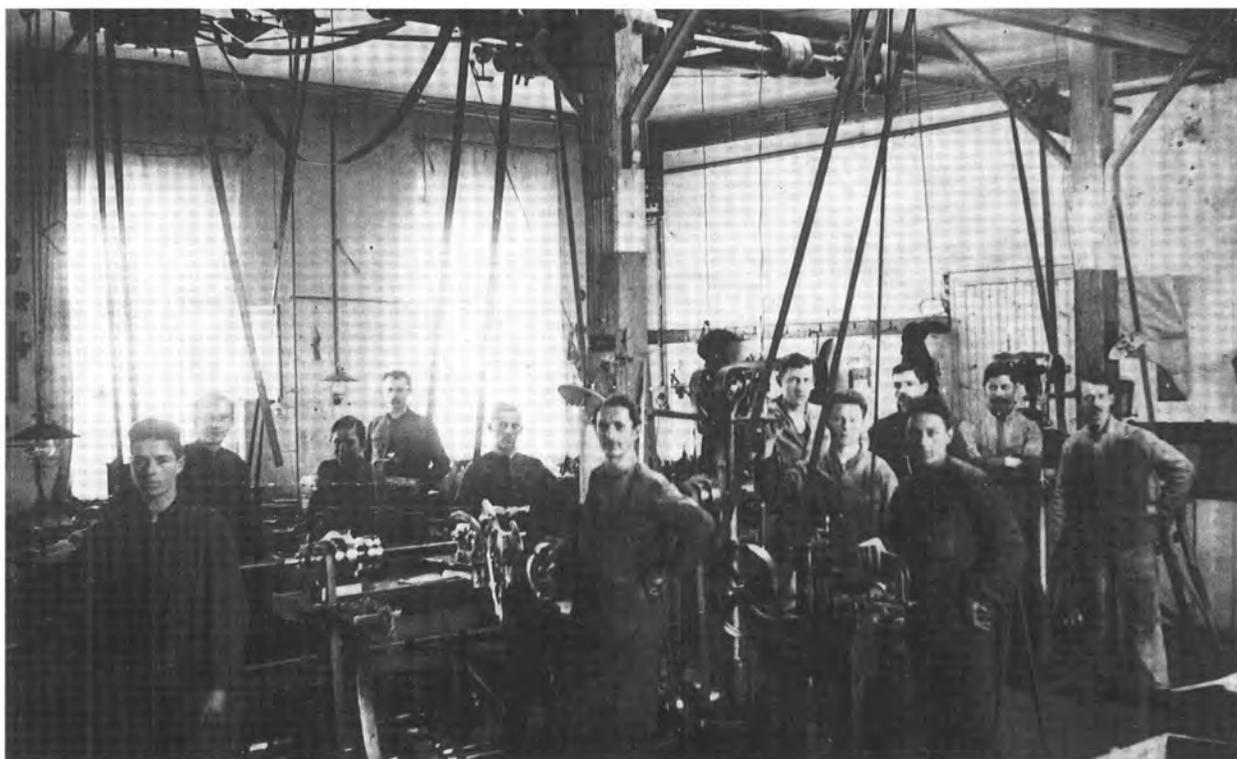
Ebenfalls um die österreichischen Zollhürden zu umgehen, gründete die Westschweizer Schokoladefabrik Philipp Suchard in Bludenz eine Niederlassung. Die Donaumonarchie bot einen Markt von gut 50 Millionen möglichen Konsumenten, die nun mit modernsten Werbemethoden zum Anbeißen der süßen Riegel verlockt werden sollten. Die Rechnung ging auf, der Bludener Ableger expandierte mit schöner Regelmäßigkeit. Voraussetzung für diese wie für andere Betriebsansiedlungen war die fertiggestellte Arlbergbahn, durch welche die Vorarlberger Wirtschaft erstmals unmittelbar und ganzjährig an das verkehrsmäßige Verteilernetz der Monarchie angebunden war.

Der Basisrohstoff für die Bludener Schokolade kam allerdings aus anderer Richtung: aus Südamerika, Afrika und Asien.

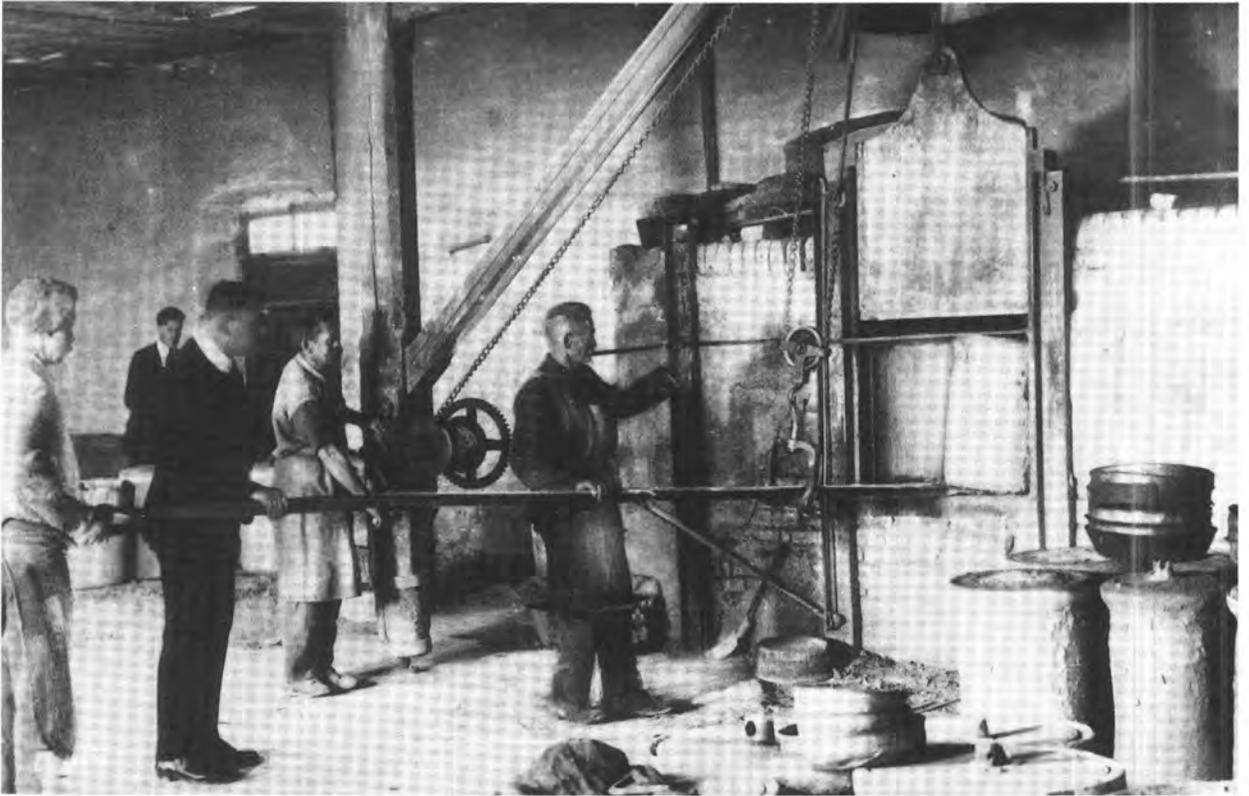
Die Kakaobohnen wurden gemahlen und dann als Mehl in großen Mischanlagen je nach Geschmacksrichtung weiter verarbeitet. Die drei Bilder vermitteln einen aufschlußreichen Einblick in die Technik dieses Betriebes: zentrale Antriebswellen mit Transmissionsriemen zu den einzelnen Maschinen, ein Schienenweg mit raffinierten Weichen und Remisen als umfassendes, die gesamte Produktionsstätte erreichendes Transportsystem und schließlich bewegliche Flaschenzüge zur Schüttung des Rohmaterials, Hebung der schweren Deckel und eventuellen Reparatur gewichtiger Maschinenteile. Der Schüttboden im Oberstock, wie ihn frühere Mühlebetriebe benötigten, war damit überflüssig geworden. Die relativ große und teilweise kraftraubende Arbeit rund um diese Mühlmaschinen besorgten ausschließlich Männer. Die Aufnahmen wurden im Jahre 1912 gemacht, als ein Neuenburger Photograph im Auftrag des Stammhauses die Bludener Filiale durchphotografierte.



Nochmals Suchard Bludenz: Oben Arbeiter beim Ausformen der Schokoladetafeln, unten die Verpackerinnen. Die Frauen im Hintergrund bedienen die sogenannten Wickelmaschinen, die die Verpackung mit Stanniolpapier besorgen.



*Bild oben: Größere Fabriken wie etwa Julius Maggi in Bregenz unterhielten eigene Betriebsschlossereien, in denen Maschinenschäden repariert und Verschleißteile erneuert wurden. Nicht selten arbeiteten in diesen Werkstätten erfinderische Tüftler, die man heute eher als Verfahrenstechniker denn als Maschinenschlosser bezeichnen könnte.
Bild unten: Die Eisendreher der Maschinenfabrik Welz in Bregenz-Rieden im Jahre 1912. Bald darauf mußten sie an diesen Drehbänken Kriegsgüter produzieren.*



Zwar hatte es in Vorarlberg schon im 18. Jahrhundert eisenverarbeitende Betriebe wie die Nagelschmieden im Leiblachtal gegeben; Fabriken, die auch „gossen“, entstanden aber erst im Gefolge der aufblühenden Textilindustrie. Die Anfänge waren aber eher bescheiden. In der Dornbirner Metallfabrik Rüschi, der größten dieser Art im ganzen Lande, wurde noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit vom Wasserrad getriebenen Eisenhämmern gearbeitet (links). Nicht wesentlich fortschrittlicher war die Technologie in der Nenzinger Pfannenfabrik Schatzmann, wo im Jahre 1912 der Brennofen noch mit einem einfachen hölzernen Schwenkbalken bedient wurde.





Nach einem mehrmonatigen, mit großer Bitterkeit geführten Streik der Eisengießer der Firma Rüsich im Sommer 1910 konnten die Arbeiter zwar einen Teil ihrer Forderungen nach höherem Lohn und kürzerer Arbeitszeit durchsetzen, einige der Streikenden hatten jedoch schon vorher die Geduld verloren und gekündigt. Einer von ihnen, Alexander Seewald, gründete eine eigene Gießerei, die es nach einfachem Anfang zu ansehnlicher Größe brachte und die Rüsich-Werke um Jahre überlebte. Aber auch hier entsprach der technische Standard in der Zwischenkriegszeit nicht mehr jenem von Großgießereien: Während hier noch mit der sogenannten Gabelpfanne händisch gegossen wurde, besorgten dort diesen Vorgang automatisch gesteuerte Gießpfannen.



Das Bauwesen

Die Erstellung der industriellen Infrastruktur

Die Entwicklung der modernen Infrastruktur war sowohl Voraussetzung als auch Folge der Industrialisierung. Dazu gehörten Produktions- und Verkehrsanlagen ebenso wie Großbauten zur Energiegewinnung. Neben der Verbesserung und Erneuerung der bisherigen Verkehrssysteme wurde die Installierung neuer Kommunikationsmöglichkeiten vorangetrieben. Der Verbesserung und Beschleunigung der Briefpost folgte gegen Ende des letzten Jahrhunderts die langsame Einführung des Telephons. Dabei und in vielen anderen Bereichen war die Industrie Vorreiter und Beschleuniger neuer Entwicklungen. Bei F. M. Hämmerle in Dornbirn wurde das erste Telephon des Landes angeschlossen, der Fabrikant Ganahl aus Feldkirch war der Hauptinitiator der Vorarlberger Eisenbahn, der Kenelbacher Industrielle Schindler gilt als Pionier des Elektrogerätebaus.

Am nachhaltigsten haben aber jene weithin sichtbaren Bauten das Gesicht des Landes geprägt, die unmittelbar der Produktion, dem Warenverkehr und der Energiegewinnung dienen. Zusammengefasst wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehr Erdreich und Baumaterial in Bewegung gebracht als zuvor im Zeitraum von mehreren Jahrhunderten. Der Bauboom dieser Jahre ist selbst im Verhältnis zu den Dimensionen, die wir heute gewohnt sind, beeindruckend. Von Bludenz bis Hörbranz wurden Fabriksbauten hochgezogen, zuerst in Hochbauweise dann immer häufiger ebenerdig und mit sogenannten Sheddächern. Die Veränderung der Bauweise war ein Gebot der immer größer und schwerer werdenden Maschinen, die neuen Dächer spendeten mehr natürliches Licht. Maurer und Zimmerleute bekamen Hochsaison, die früher saisonale Auswanderung war nicht mehr nötig. Im Gegenteil – und das trifft für den Tiefbau noch stärker zu –, immer mehr ausländi-

sche Arbeitskräfte, Fachleute und „Baraber“ wurden ins Land geholt. Nicht wenige von den italienischen Maurern gründeten im Laufe der Jahre eigene Baufirmen. Alltäglicher allerdings waren die Diskriminierungen, denen diese Fremdarbeiter ausgesetzt waren, wurden sie doch von den Einheimischen als Eindringlinge ins geschlossene dörfliche Milieu empfunden.

Besonders durch die Bahnbauten gelangten schlagartig Hunderte von fremden Arbeitskräften in Gebiete wie das Klostertal oder den Bregenzerwald. In den harmloseren Fällen wurden die Italiener verspottet, wovon heute noch zahlreiche Lieder zeugen, oft aber auch heftig angefeindet. Dies besonders, als Italien an der Seite der Westmächte gegen Österreich-Ungarn in den Ersten Weltkrieg eintrat.

Im Zentrum der Bautätigkeit der zwanziger und dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts stand die Errichtung von Staudämmen; die beiden imposantesten davon waren in dieser Zeit jener am Spullersee, errichtet von den Österreichischen Bundesbahnen, und das Vermuntwerk im hinteren Montafon, als dessen Bauherr die nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Illwerke fungierten. Die Arbeitsbedingungen, unter denen diese Speicheranlagen erbaut wurden, sind heute kaum mehr vorstellbar. So wurde beispielsweise der gesamte Zement sackweise von Danöfen an die Spullerseebaustelle von den Arbeitern hinaufgetragen. Diese harten Arbeitsbedingungen und die Abgeschlossenheit auf diesen Hochgebirgsbaustellen führten zu einer nahezu geschlossenen gewerkschaftlichen Organisation dieser Arbeiter, die auch mehrmals für eine Verbesserung ihrer Lebensumstände streikten. Eine andere Folge des Baubooms: Schwere Arbeit macht Durst; nicht wenige Vorarlberger Brauereien verdanken dieser Tatsache ihre Gründung und einen guten Geschäftsgang.



Je härter das Erdreich, umso mühevoller die Arbeit. Zwar war der Kompressorbohrer effektiver als der Handpickel, die körperliche Beanspruchung des „Maschinisten“, so die neue Berufsbezeichnung im Bauwesen, war aber um nichts geringer.

Am Beginn der dreißiger Jahre wurde im hinteren Hof des Bregenzer Gallusstiftes, heute Landesbibliothek, ein Sportplatz angelegt. Diesem Unterfangen standen jedoch etliche Felsen im Wege, die mühsam zerkleinert werden mußten.

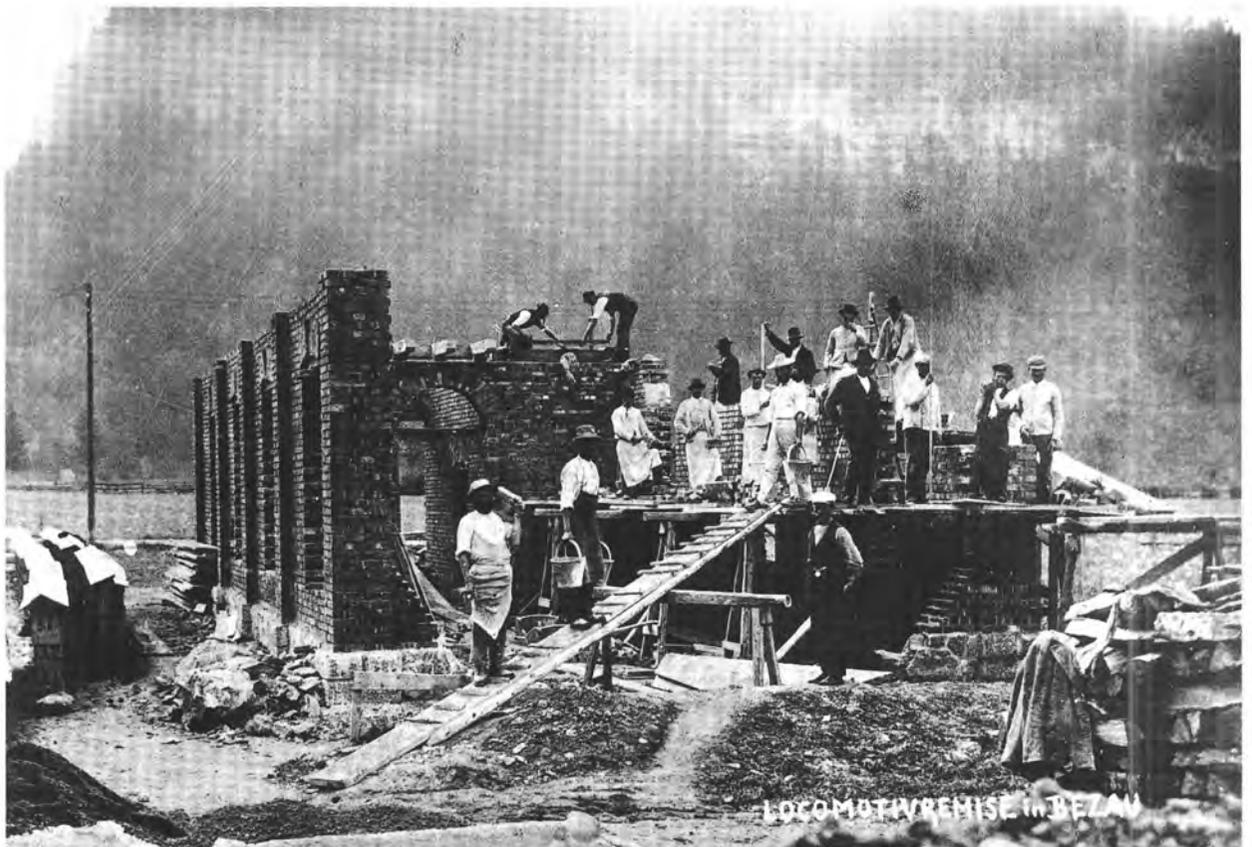
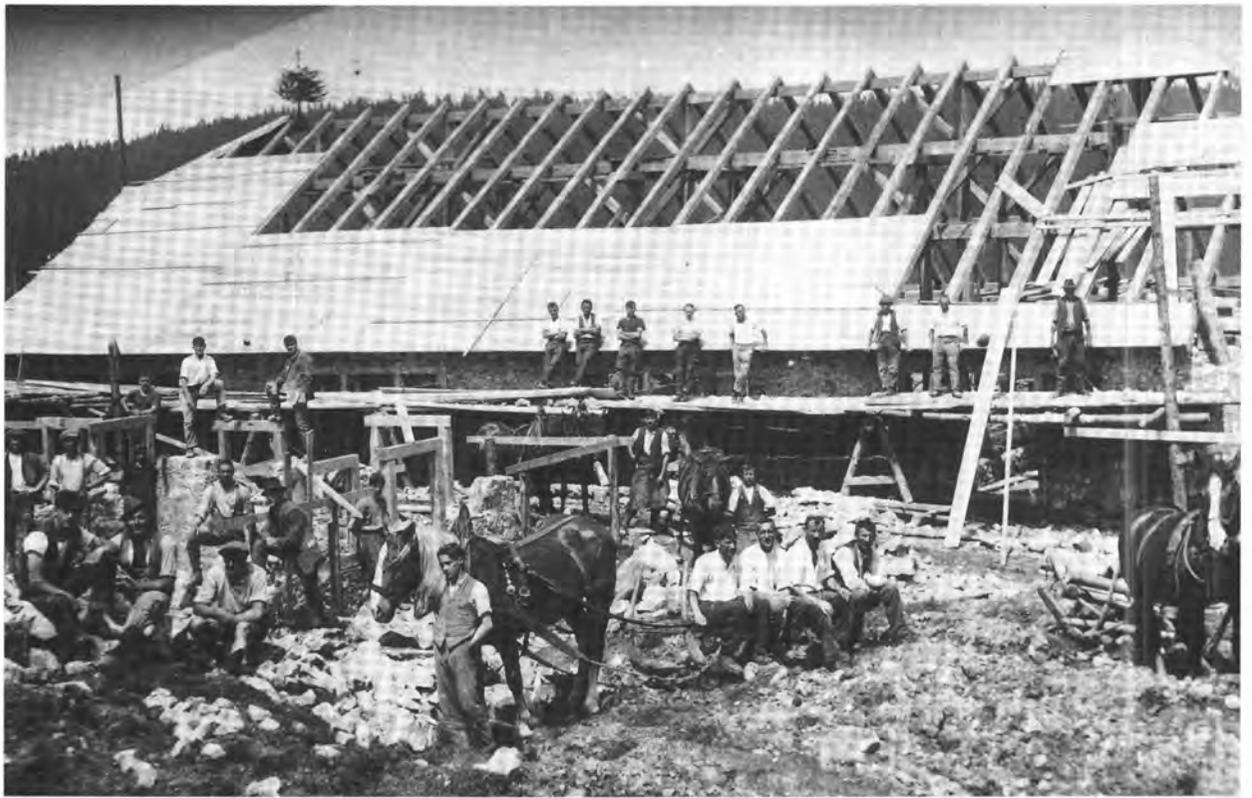


Lange Zeit bildeten Maurer, Zimmerer und zum Teil Dachdecker die klassischen Berufsgruppen des Baugewerbes. Die Bedeutung der Maurer nahm in dem Maße zu, in dem der Holzbau zurückging. Auch Ziegeldächer waren eine Erscheinung neueren Datums. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts war in Vorarlberg die Mehrzahl der Bauernhäuser mit Holzschindeln oder mit Stroh gedeckt. Nur die Stadthäuser deckten schon weit früher gebrannte Lehmziegel. Brennereien befanden sich in verschiedenen Orten des Rheintals und im Walgau.

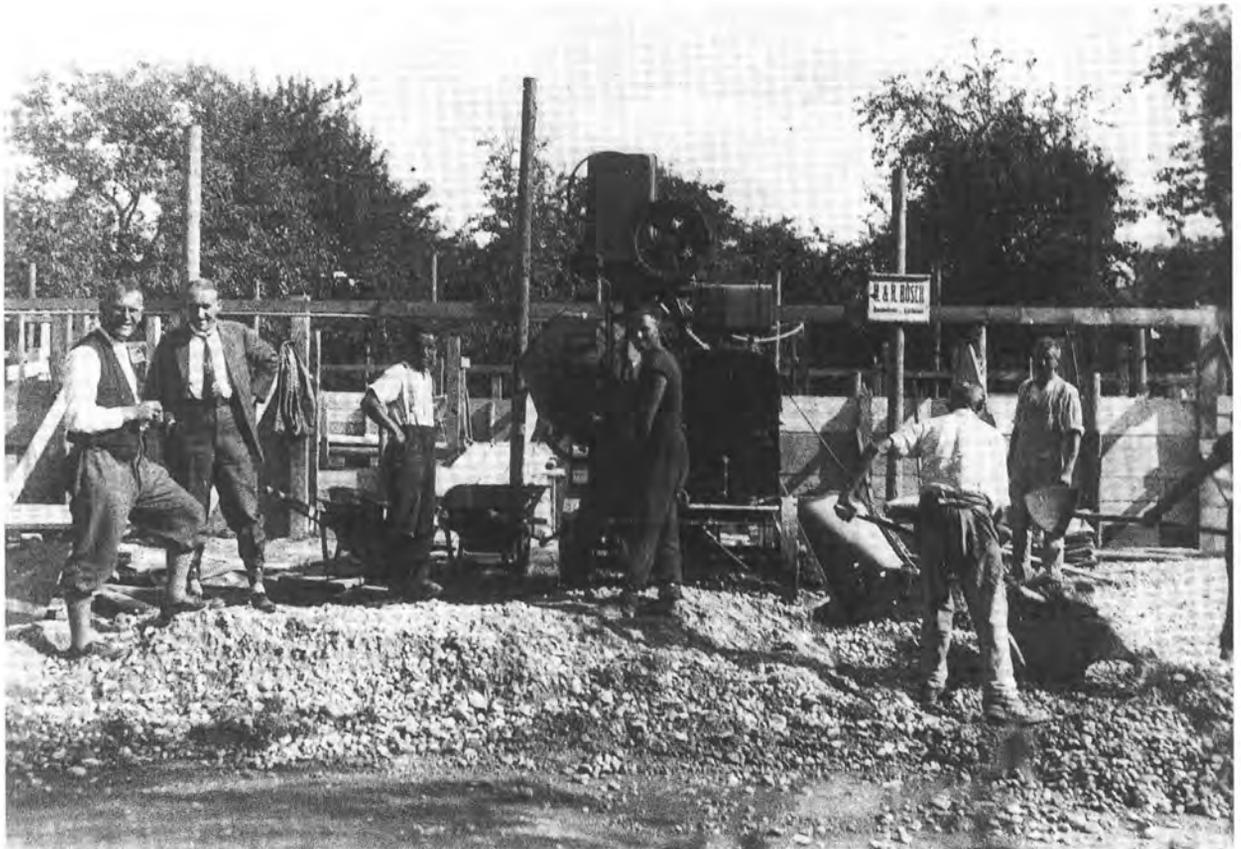
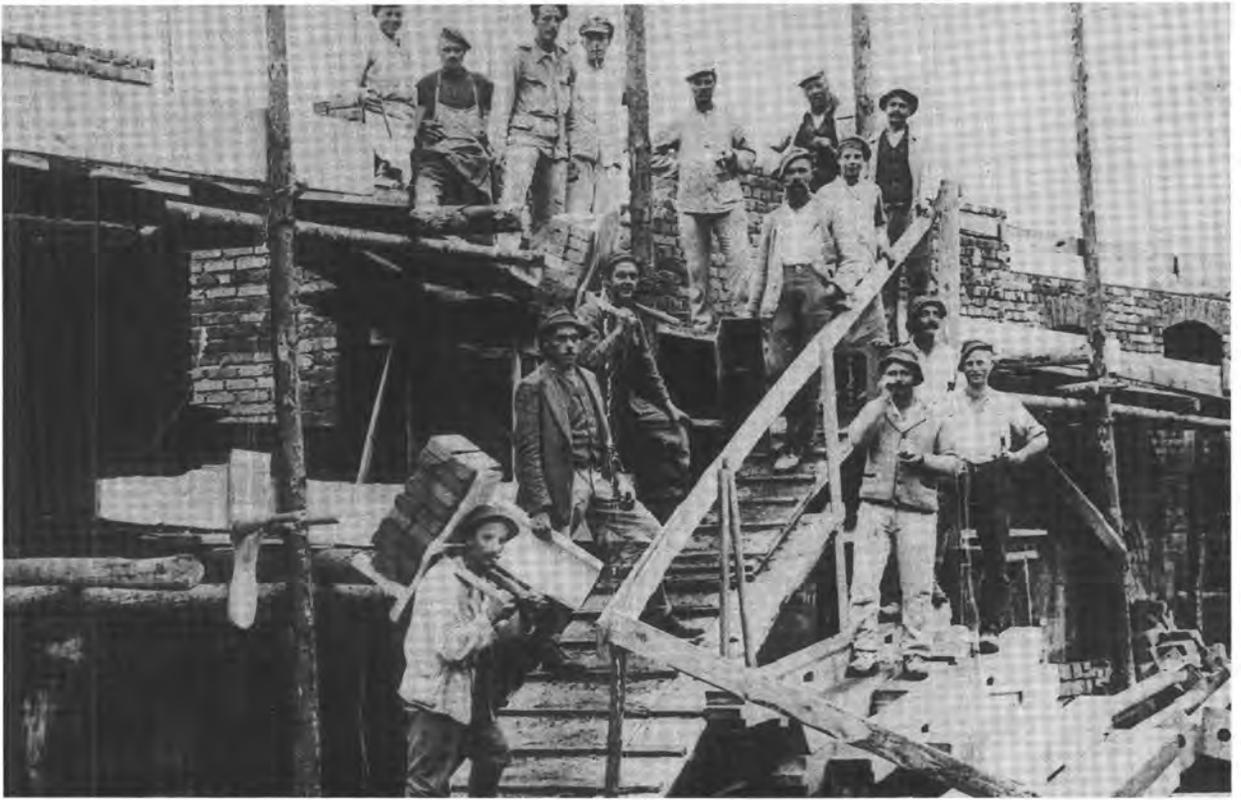
Mit der Errichtung eines Gebäudes war ein eigenes Brauchtum verbunden. Der für die Handwerker erfreulichste Brauch war das Richtfest, auch Firstfeier genannt, das mit dem Setzen der „Richttanne“ begann und mit Essen und Trinken fortgesetzt wurde, auf Kosten des Bauherrn, versteht sich.

Oben Maurer und Zimmerleute im Jahre 1903 beim Bau der Bezirkshauptmannschaft Bregenz, rechts unten die Zimmerleute der Hörbranner Firma Flatz vor dem Ersten Weltkrieg, oben Bludenzener Dachdecker im Jahre 1925. Was der Herr mit Zylinderhut und Fliege auf diesem Bild zu schaffen hat, konnte nicht mehr eruiert werden.

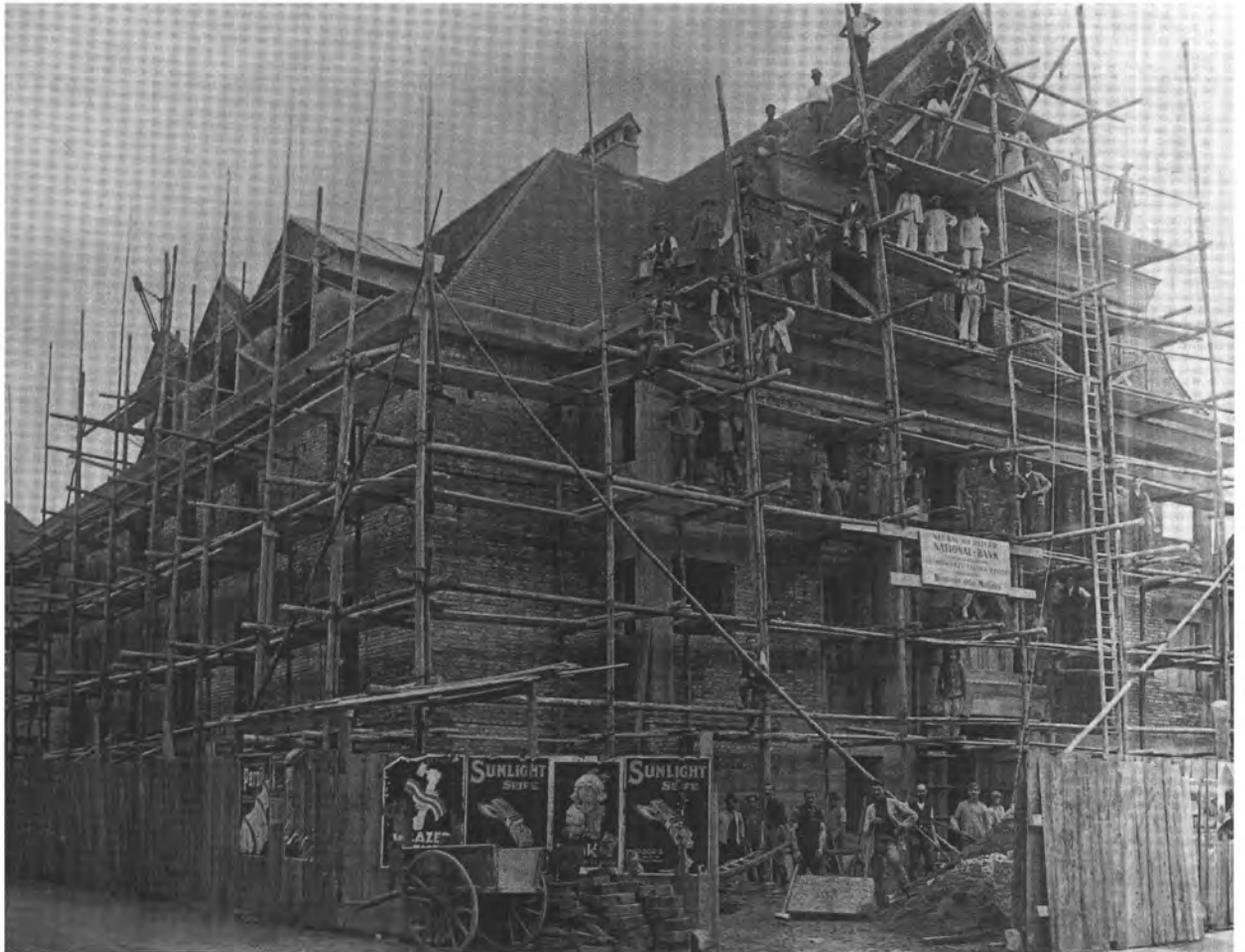


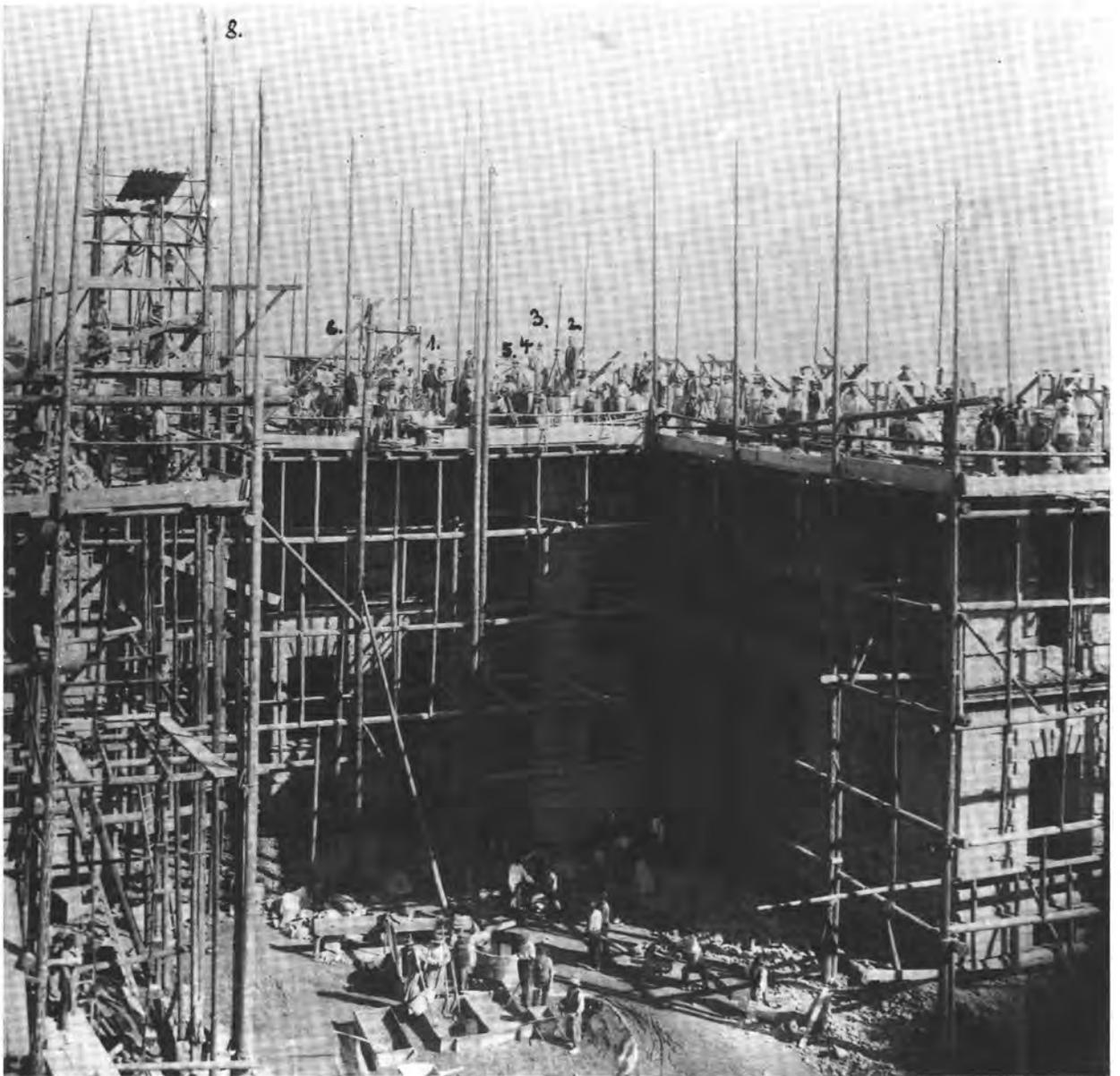


Auch nichtindustrielle Bauten wuchsen in ihren Dimensionen immer mehr. Das betraf landwirtschaftliche Gebäude ebenso wie städtische Verwaltungszentren. Die Entwicklung der technischen Hilfsmittel für den Hochbau konnte da lange Zeit nicht Schritt halten. Noch 1937 wurde der Materialtransport beim Bau der Hohenemser Alpe „Ruheshütte“



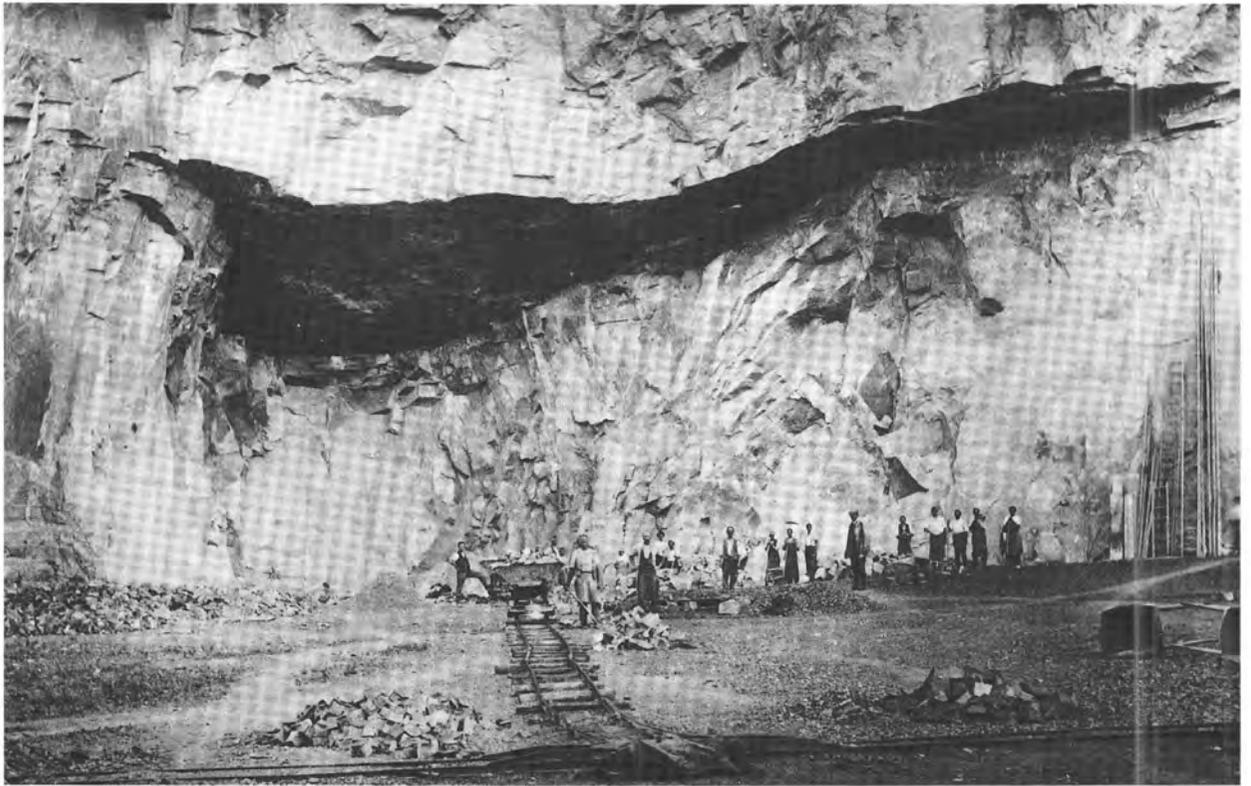
(links oben) per Pferdeschlitten besorgt. Ziegel beförderten die Bauarbeiter noch in den zwanziger Jahren auf ihrem Rücken nach oben; in dieser Zeit begann die Betonmischmaschine an Großbaustellen allmählich den „Malterkasten“ zu verdrängen. Links unten Bau der Lokomotivremise in Bezau (1901), rechts Baustelle in Lustenau um 1930.





Großbaustellen wie jene des Bregenzer Postamtes (oben) glichen einem Ameisenhaufen. Seilzüge und Träger ersetzen heutige Kräne. Es bedurfte eines umfassenden Organisationstalentes, eine solche Baustelle in baulicher und personeller Hinsicht zu koordinieren. Im konkreten Fall besorgte der Bregenzer Baumeister Romedius Wacker, der Vater des Malers Rudolf Wacker, diese verantwortungsvolle Aufgabe.

Schon das Planen und Aufstellen des Baugerüstes war eine Meisterleistung eigener Art. Nichts wurde dabei verschraubt, alles nur gebunden, ineinandergesteckt und genagelt; nicht einmal Metallwinkel zur Bretterauflage waren damals üblich. Das gilt auch noch für später: zu sehen am Verputzgerüst der Bregenzer Nationalbankfiliale (links unten) im Jahre 1925. Damals begann man, städtische Großbaustellen mit einem Bauzaun zu umgeben. Dadurch störten sich Bauarbeiter und Verkehrsteilnehmer nicht gegenseitig, und zugleich waren Baumaterialien und Gerätschaft in Sicherheit. Gleich bemächtigte sich die Plakatwerbung dieser willkommenen Affichierflächen. Neben diesen beiden Großbauten nimmt sich das Andelsbacher Bahnhofsgebäude (links oben) recht bescheiden aus.

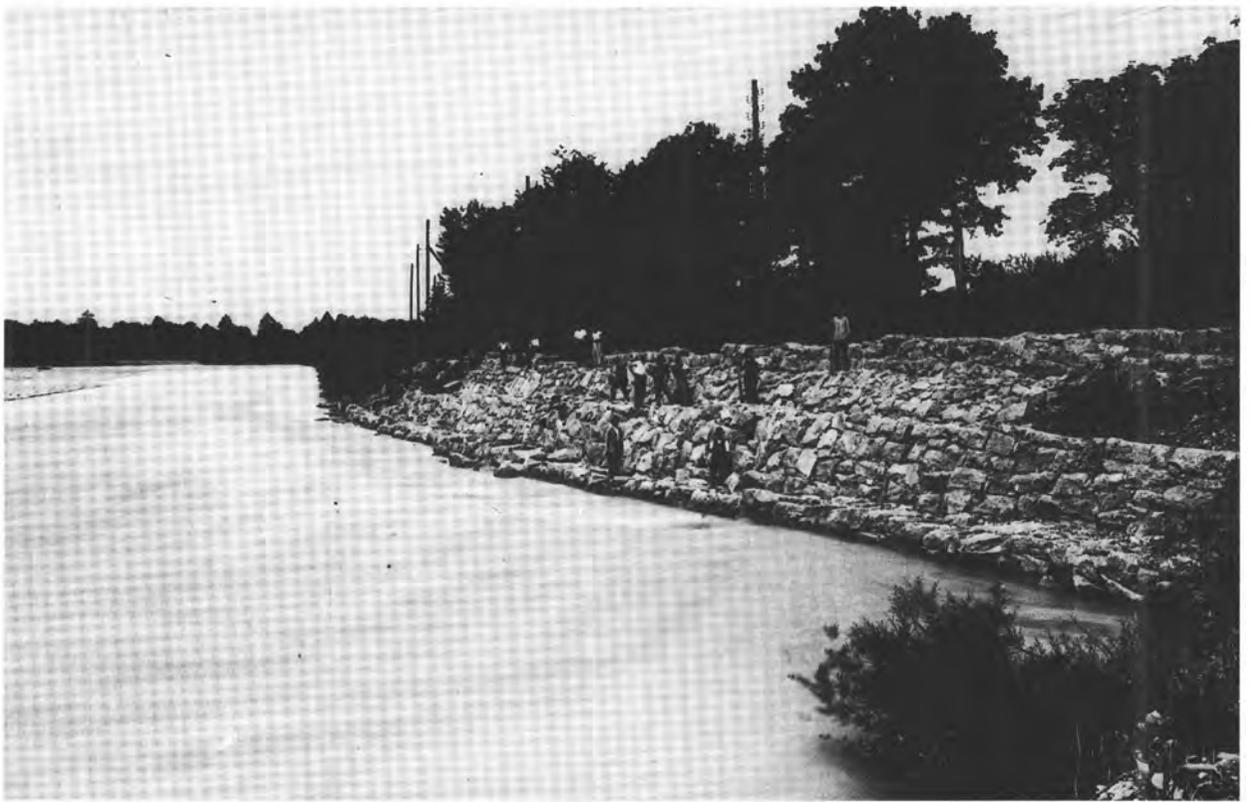




Die neuen Großbauten verschlangen eine Unmenge von Baustoffen. Um sich einen mühsamen und kostspieligen Transport, zu dem auch weitgehend die verkehrstechnischen Voraussetzungen fehlten, zu ersparen, versuchte man, jeweils in der Nähe der Baustelle Steine zu brechen. Mit einfachsten Hebe- und Ladevorrichtungen wurden die Steine auf „Loren“ oder andere Schienenwagen verladen. Auf dem oberen Bild wurde das Brechmaterial auf einer Rollbahn vom Nenzinger Steinbruch Schneiderstein direkt zur Illuferverschönerung hinuntertransportiert. Die Menschen gingen also zum nächstgelegenen Berg, wenn sie Steine brauchten, sie holten nicht den entlegensten Berg per Lkw auf ihre Baustelle. Links oben der Steinbruch Hohenems-Erlach (1937), wo um diese Zeit professionell gesprengt wurde. Unten die Arbeiter und der Chef eines Wolfurter Steinbruches, wo die Blöcke auch gleich zugehauen wurden. Dazu war scharfes Werkzeug vonnöten; von daher ist es einsichtig, daß ein Schleifstein am Bruchplatz vorhanden war.



Hier sind diejenigen, die die Bruchsteine weiterverbauten. Oben die Arbeiter bei der Illwahrung im Gemeindegebiet von Nenzing (1919), unten Arbeitslose des Jahres 1935, die sich bei Schüttungsarbeiten am Lochauer Bodenseeufer im Rahmen des „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ ein warmes Essen verdienten.

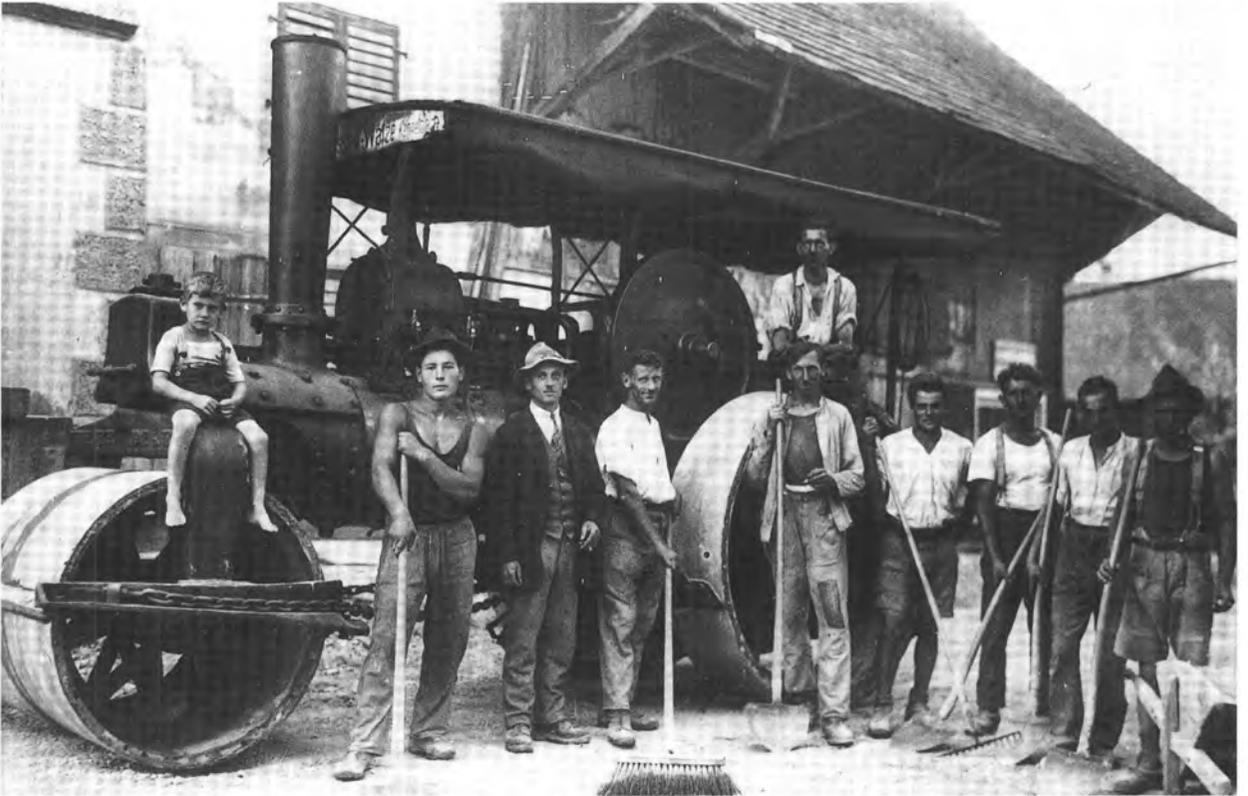
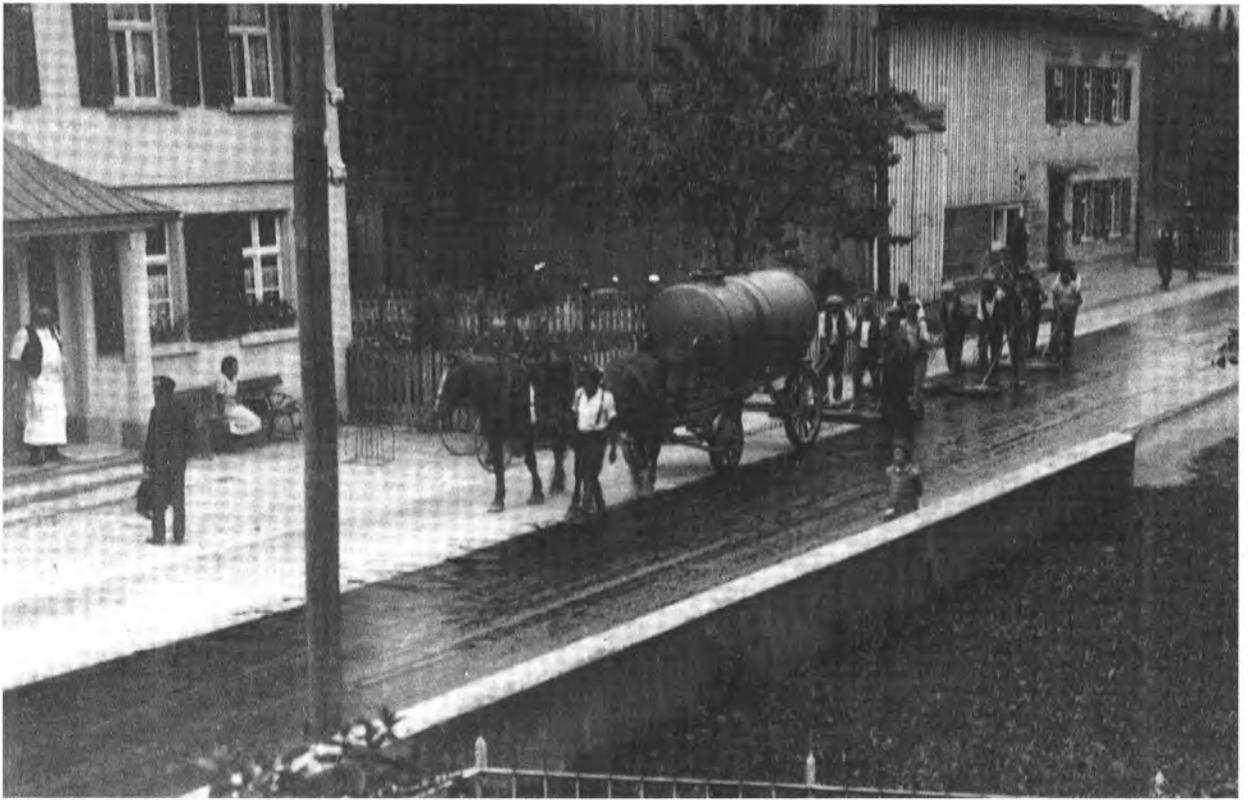


1924 wurde das Ufer der Bregenzerach im Bereich des Mündungsgebietes, hier die Harder Seite, reguliert. Die Steine dazu wurden in Bregenz „Am Stein“ gebrochen. Unten ein Trupp von Pflasterern, der im Jahre 1912 der Bregenzer Anton-Schneider-Straße jene steinerne Oberfläche verpafte die bis zum heutigen Tage den Verkehr trägt.



Einer von den vielen namenlosen italienischen Bauarbeitern, die hier bei der Ufergestaltung der Schwarzach im Bereich Hohe Brücke um das Jahr 1910 beschäftigt waren, hieß Raffaele Festini. Er hinterließ insofern historische Spuren, als er dieses Photo seinem Bruder nach Schoppernau schickte. Dieser wird ebenfalls an einer Regulierungs- oder Straßenbaustelle beschäftigt gewesen sein (oben).

Den kräftigen jungen Männern (unten) ist eines gemeinsam: Sie alle waren in den dreißiger Jahren arbeitslos. Deshalb „baraberten“ sie um eine Suppe und ein paar Schilling Taschengeld am Projekt Frutzverbauung des „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ (1936).



Während die wichtigsten Straßen in den Städten schon seit dem Mittelalter gepflastert wurden, um sie haltbar und staubfrei zu machen, kam eine solche Lösung für die oft langgezogenen Straßendörfer nicht in Frage. So half man sich beispielsweise in Lustenau (oben, 1933) damit, die Hauptstraße durch aufgetragenes Altöl staubfrei zu machen. Ökologische Bedenken hatte man dabei noch keine. In anderen Orten ließ man um diese Zeit zumindest im dichtverbauten Ortskern bereits asphaltieren, wie unten in Wolfurt (1931).



Die Instandhaltung und Räumung der Straßen bildete je nach Jahreszeit eine ständige Notwendigkeit. Meist ging es dabei etwas beschaulicher zu als beim Straßenbau durch große Bauunternehmen. Auf den Großbaustellen waren stets irgendwelche Aufseher und Antreiber hinter den Arbeitern her. Dagegen arbeiteten die Wegmacher alten Schlages relativ unabhängig. Straßenreparaturen um 1930 in Hohenems (unten) und Hörbranz (oben).



Je nach Witterung und Höhenlage war die winterliche Schneeräumung ein unterschiedlich großes Problem. Dabei standen etwa die Einwohner von Stuben bisweilen vor unlösbaren Aufgaben (oben), während in Bregenz der verkehrsstörende Schnee mit Hornerschlitten zum See transportiert und dort problemlos ins Wasser gekippt werden konnte (unten, 1928).



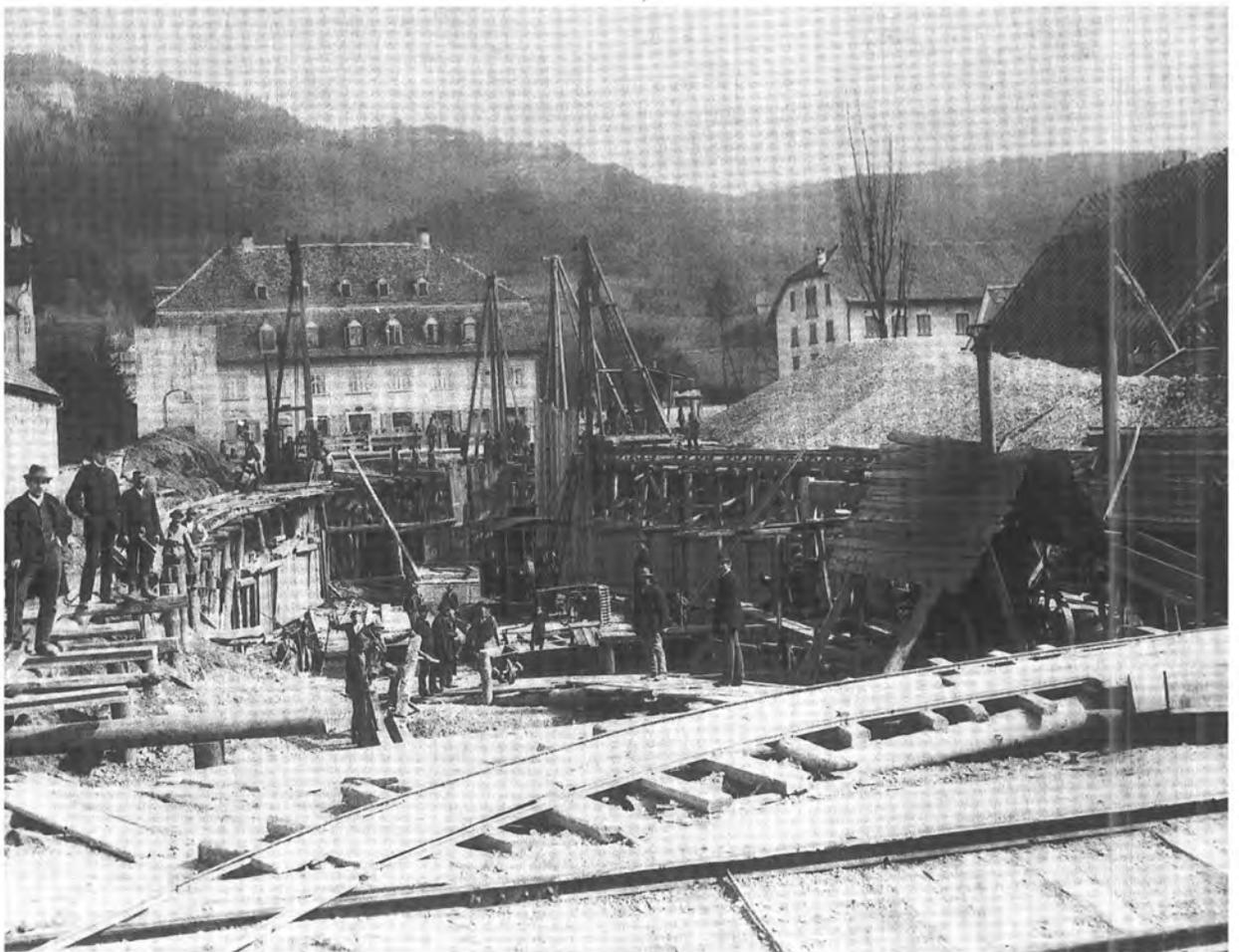
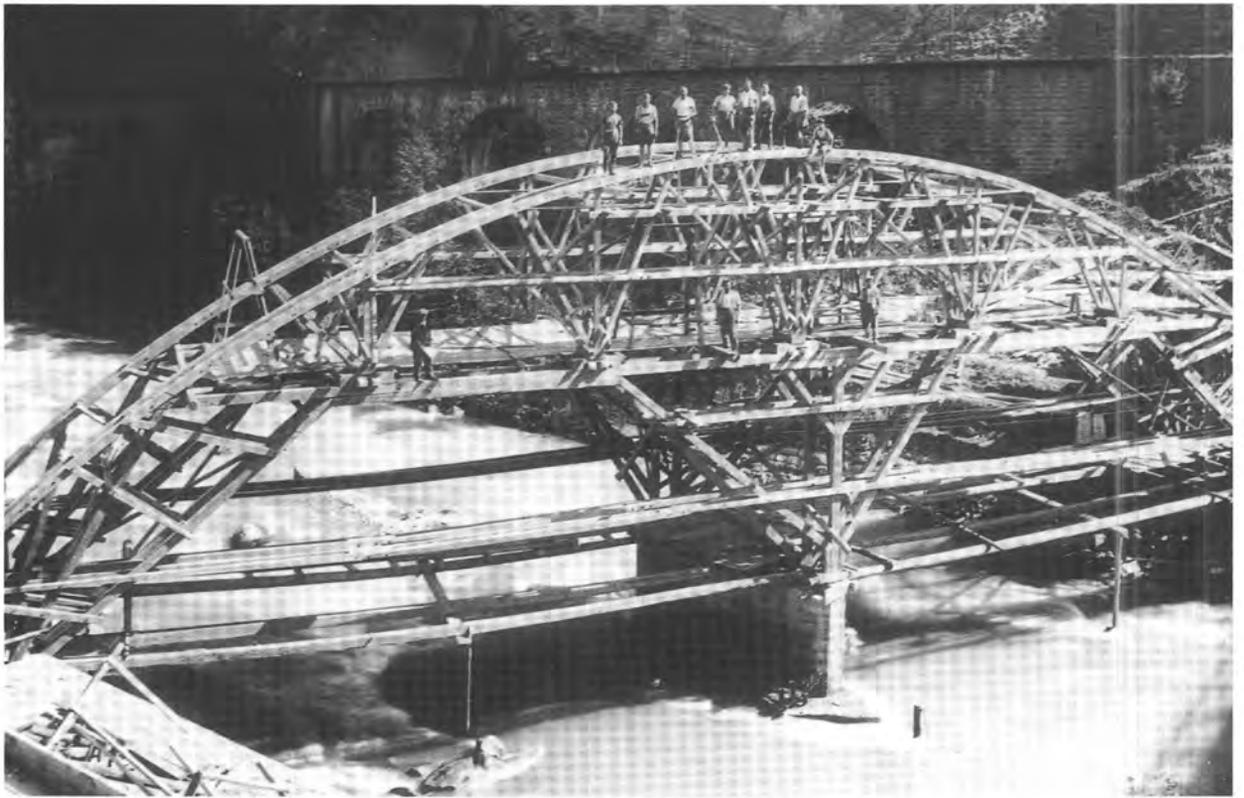


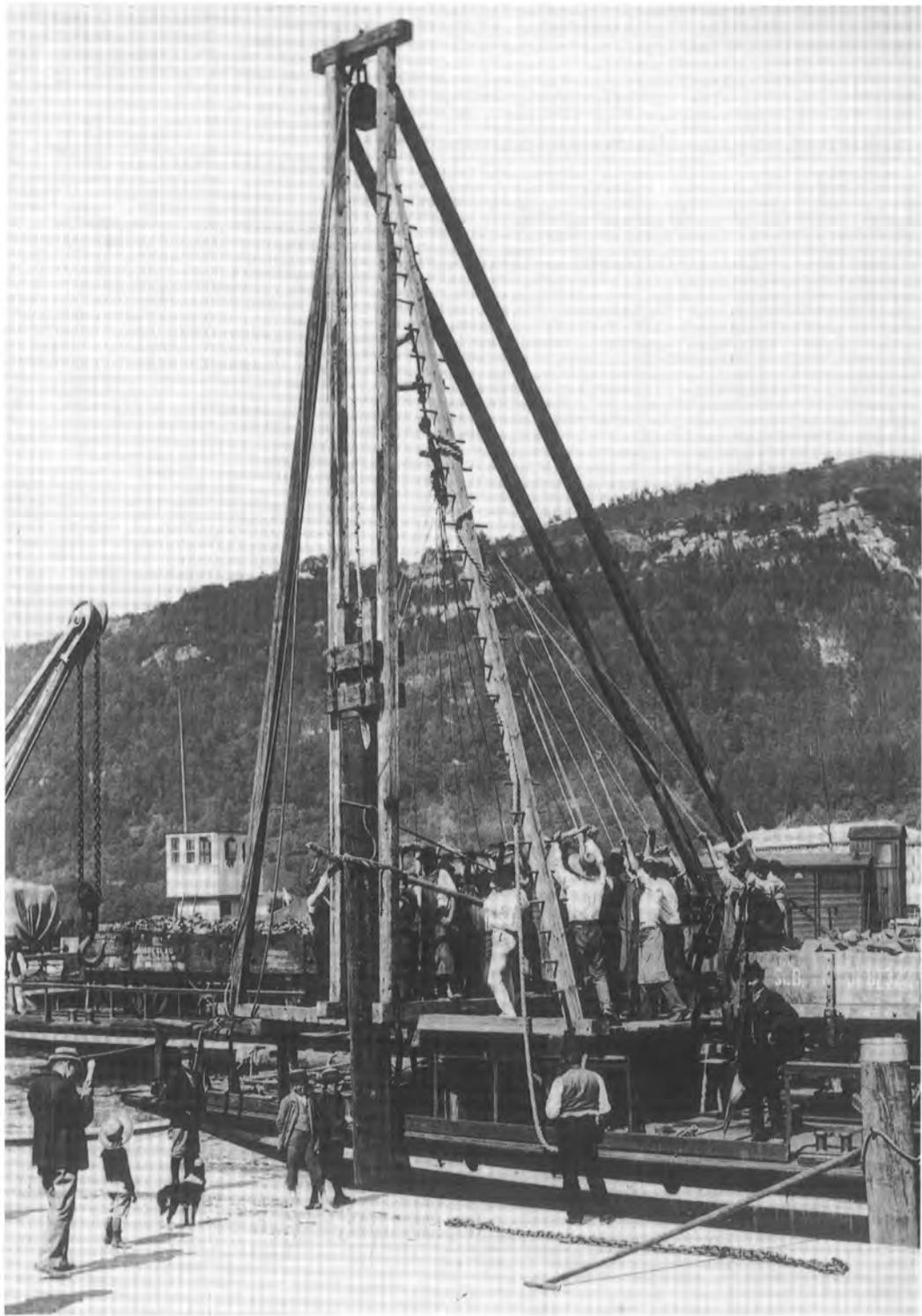
Hunderte von Arbeitern waren beim Bau der großen Verkehrsbauten im Einsatz, egal ob es sich dabei um Straßen- oder um Schienenprojekte handelte. Die Errichtung dieser neuen Anlagen brachte aber nicht nur großflächige Eingriffe in die Landschaft mit sich; die Tatsache, daß hier hauptsächlich fremde Arbeitskräfte zum Einsatz gebracht wurden, belastete die bisher recht geschlossenen dörflichen Gesellschaften nicht unerheblich. Dabei waren die Fremdarbeiter erst die Vorboten einer neuen Zeit, deren Erscheinungen dem herkömmlichen Dorfleben dann richtig zusetzen sollten. Etliche Wirte und Krämer verbargen ihre Berührungängste aber recht schnell, der ökonomische Vorteil sprach dafür. Links Arbeiter beim Bau der Wälderbahntrasse um die Jahrhundertwende, oben ein Bautrupp an der Pfänderstraße in den frühen dreißiger Jahren. Alle Erdbewegungen wurden noch per „Karrette“ (Schubkarren) getätigt.





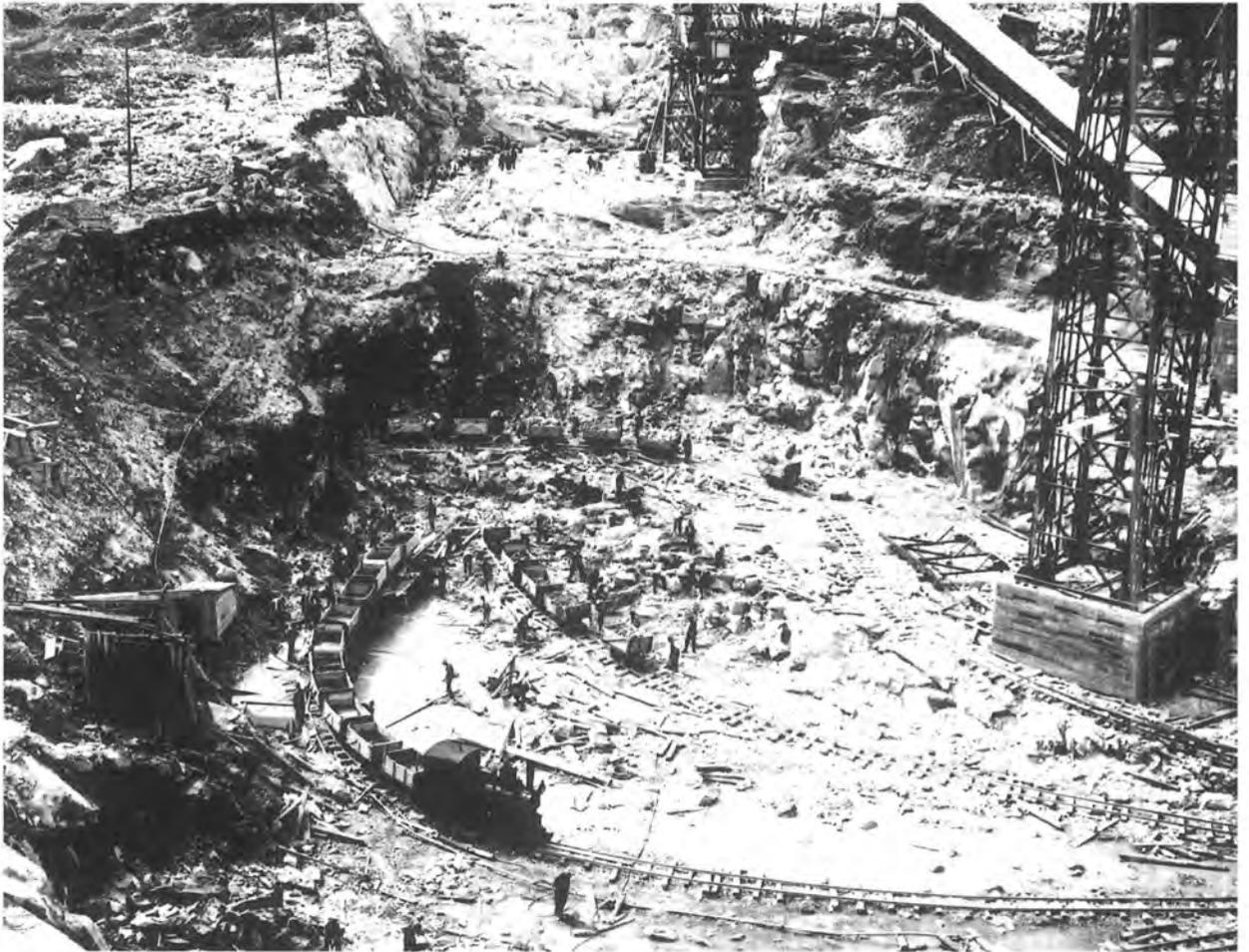
Mit dem Bau weitläufiger und leistungsfähiger Verkehrsanlagen war es noch nicht getan. An vielen Stellen wehrte sich die Natur gegen die Eingriffe, oft überschätzten sich die Menschen in ihren kühnen Planungen. Der Bau der Arlbergbahn (Eröffnung 1884) war auf dem Territorium unseres Landes nicht nur das umfangreichste und bedeutungsvollste Verkehrsprojekt, es bedurfte auch nach der Fertigstellung der kostspieligsten Nachbetreuung. Dies betrifft nicht nur die Beseitigung der Schäden von wiederkehrenden Lawinen und Felsstürzen (links, 1887), sondern auch die dauernde Schneeräumung im Winter (oben, Langen 1919). Zahlreiche Einheimische konnten dabei als Schneeschaufler oder Lehnenarbeiter, ohne ordentliches Arbeitsverhältnis, aber in steter Abrufbereitschaft, ihr karges landwirtschaftliches Einkommen durch härteste Arbeit ein wenig aufbessern. Schon der Bau der Bergstrecke war für die beteiligten Arbeiter eine extreme Belastung gewesen. Die zahlreichen Opfer von Arbeitsunfällen zeigen nur die auffälligste Spitze eines Arbeitsalltages, der von schwerster körperlicher Beanspruchung, stetiger Gefahr durch die landschaftlichen Gegebenheiten und härtesten klimatischen Bedingungen gekennzeichnet war. Ganz zu schweigen vom Lagerkoller, dem in der Isoliertheit dieser Großbaustelle die wenigsten entgingen. Der Alkohol mußte vielen helfen, Arbeit und Barackenleben durchzustehen.





Bahn und Straßen hatten nicht nur Berge, sondern auch trennende Wasser zu überwinden. Im Falle der Straße in den Bregenzerwald geschah dies – andernorts auch – durch Brückenbauten, bei denen mutige Spannkonstruktionen die alten, überdachten Holzbrücken abzulösen begannen (links oben: Tuppenbrücke Egg, 1933).

In Bregenz wiederum versuchte man, den Anschluß an die internationale Bodenseeschifffahrt herzustellen. Der Ausbau des Hafens, die Einrichtung eines Eisenbahntrajektverkehrs nach Friedrichshafen, Konstanz und Romanshorn und der Aushub eines Trockendocks (links unten, 1891) kündeten von ungeahnten neuen Möglichkeiten des Gütertransports. Der Erste Weltkrieg und der Bau der Bodenseegürtelbahn machten diesen Hoffnungen ein Ende. Oben: Pilotierungsarbeiten im Bregenzer Hafengelände 1893.





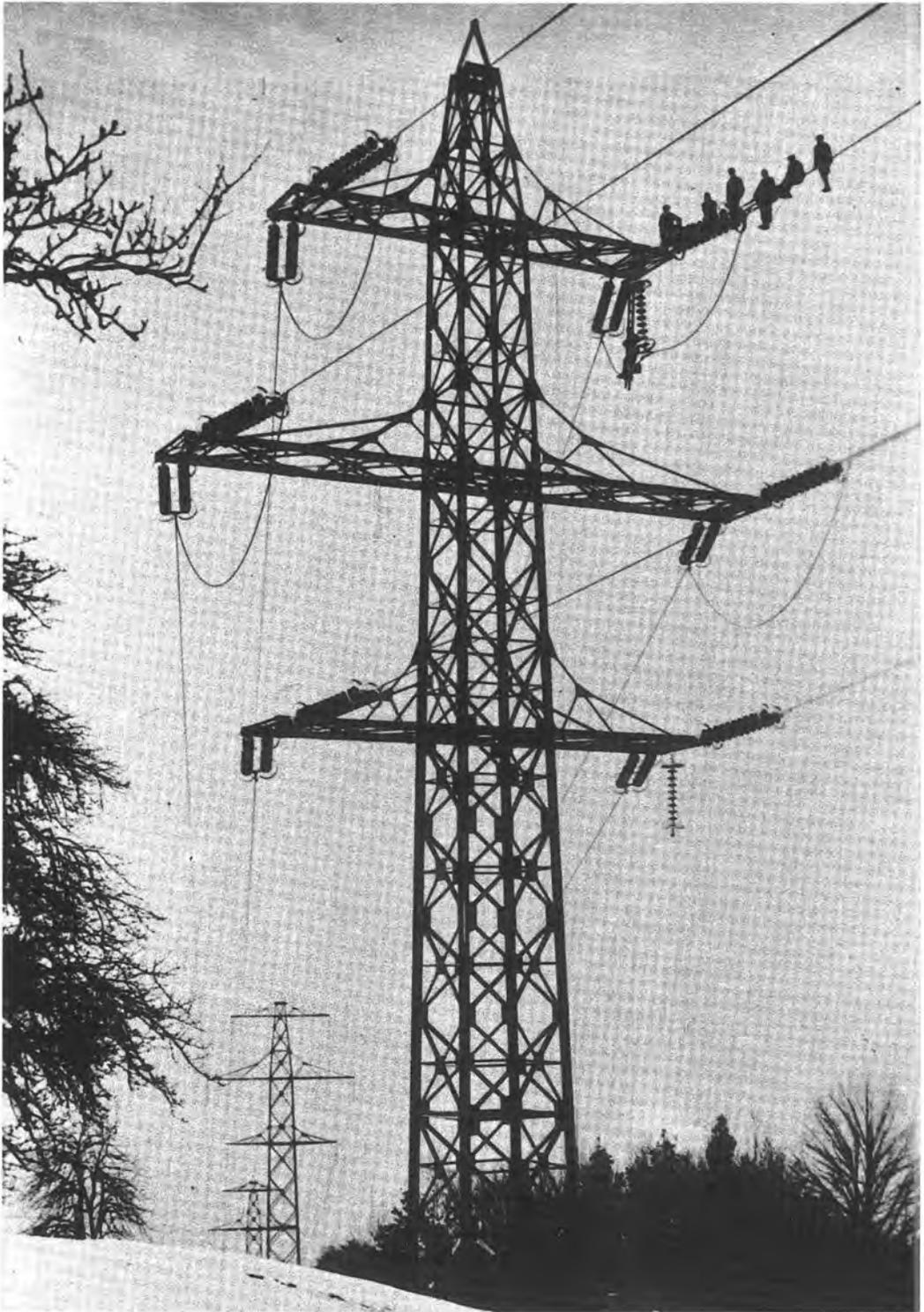
Im Jahre 1924 wurden die Vorarlberger Illwerke gegründet, die Ende der zwanziger Jahre mit dem Bau einer riesigen Talsperre im hinteren Montafon die Voraussetzungen zur großangelegten Stromerzeugung zu schaffen begannen. Wie bei der Arlbergbahn handelte es sich auch hier um eine Gebirgsbaustelle mit ähnlichen Härten und Gefahren; die Mechanisierung hatte in der Zwischenzeit allerdings erhebliche Fortschritte gemacht. Der Materialtransport beim Aushub geschah per Kleinbahn (unten links), bei der Betonschüttung half bereits ein leistungsstarker Kran (oben links und oben). Die Mehrzahl der hier beschäftigten Bauarbeiter waren direkt nach der Fertigstellung der Spullerseebaustelle ins Montafon gewechselt und – nachdem die Vermuntstaumauer hochgezogen war – arbeitslos. Viele von ihnen waren aus Innerösterreich an die Vorarlberger Baustellen gekommen und wurden nun auf Geheiß der Vorarlberger Landesregierung hinter den Arlberg „ausgeschafft“, d. h. des Landes verwiesen.



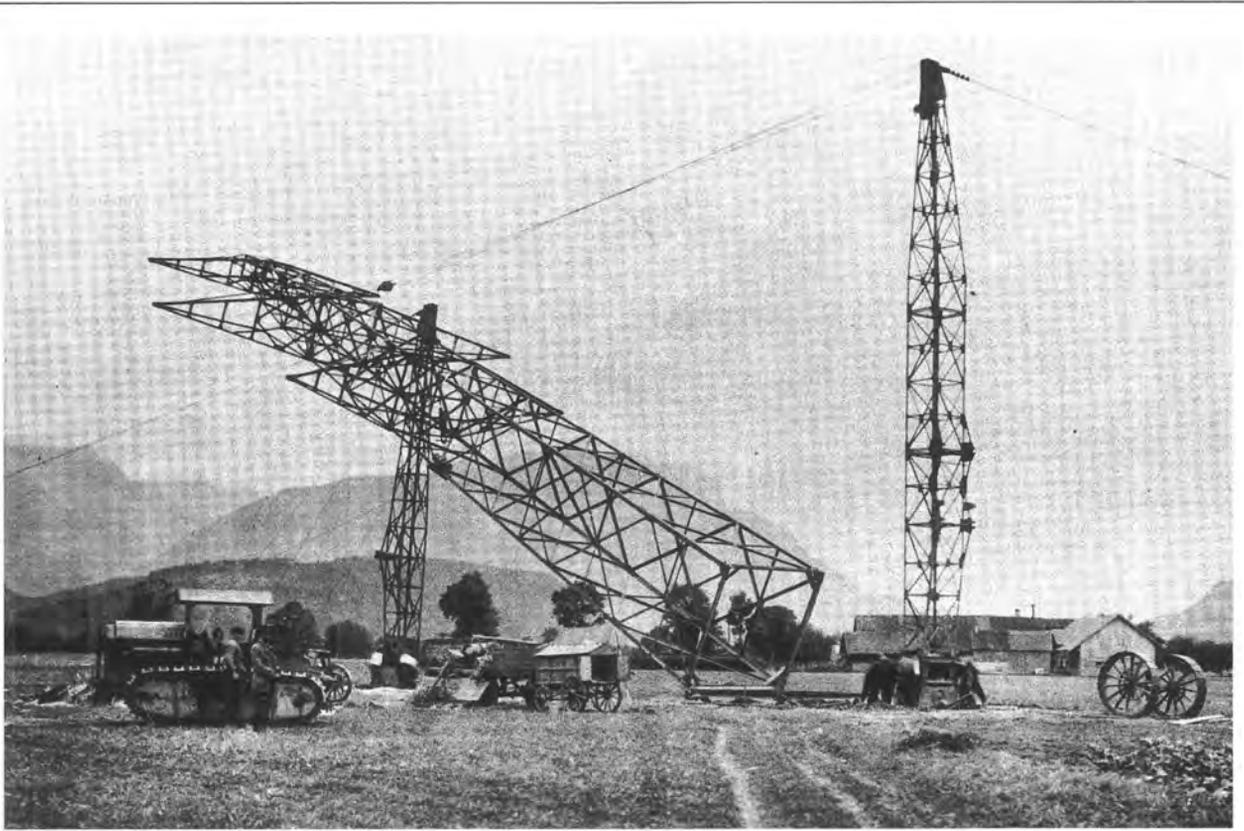


Gleichzeitig mit der Staumauer mußten weitere Bauprojekte in Angriff genommen werden, um die Stromgewinnung und den Stromexport in Gang zu bringen. Dazu gehörte die Aussprengung des Druckstollens ebenso wie die Erstellung der Überlandleitungen. Im Stollen- wie im Tunnelbau spielten die Mineure (oben Tunnelbau in Hochkrumbach um 1932) die wichtigste Rolle. Bohren, laden, sprengen hieß der Dreitakt ihrer gefährlichen Tätigkeit, die im Schnitt etwas besser bezahlt war als andere Arbeiten am Bau.

Um eine bessere Entlohnung ging es der Gesamtheit der Vermuntarbeiter in einem wochenlangen Arbeitskampf im Jahre 1929, der erst durch persönliche Intervention des damaligen Landeshauptmannes beigelegt werden konnte. Das war zugleich das letzte kämpferische Auftreten der Vorarlberger Arbeiterschaft in der Ersten Republik überhaupt. Der zunehmenden Arbeitslosigkeit folgte der Abbau sozialer Rechte und Leistungen durch einen zunehmend diktatorisch werdenden Staat. Links oben Abtransport des abgesprengten Felsmaterials am Stollenportal (1930), unten Aushubarbeiten für den Sockel eines Leitungsmastes hinter der Lochauer Kirche (1929).

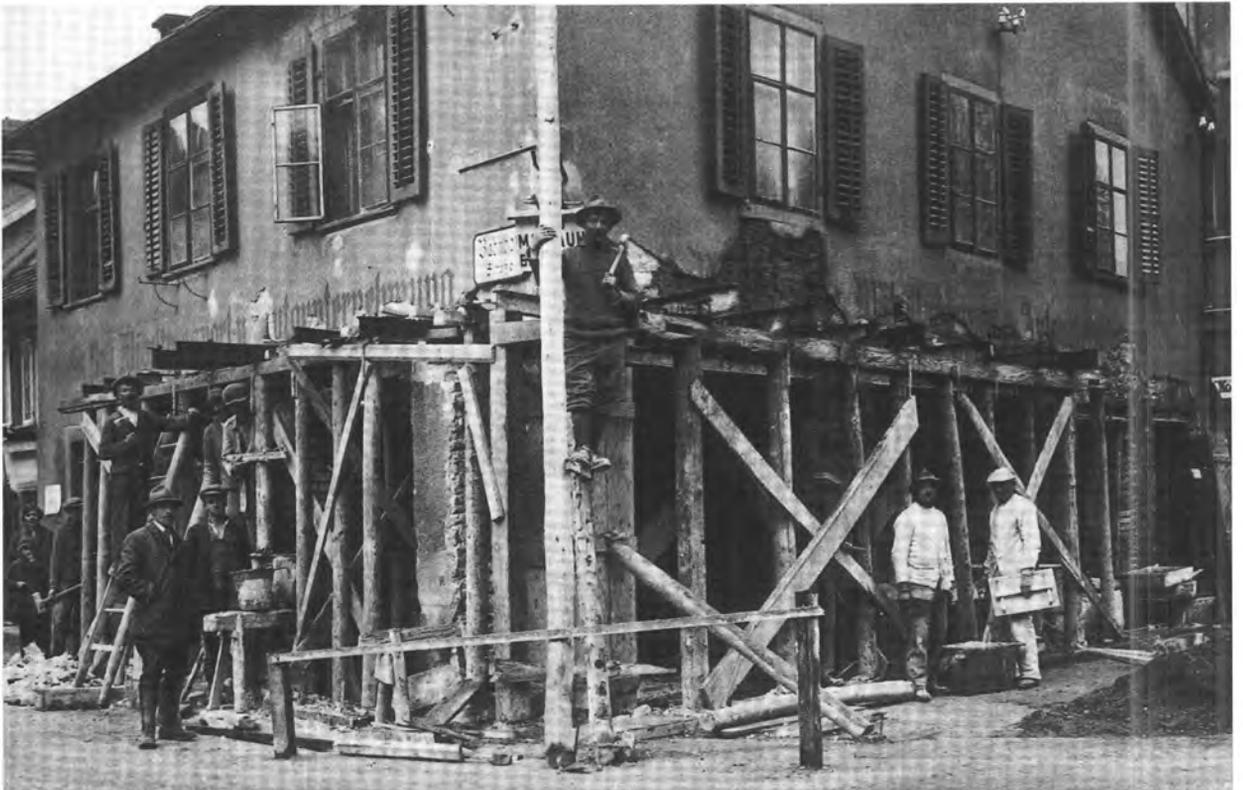


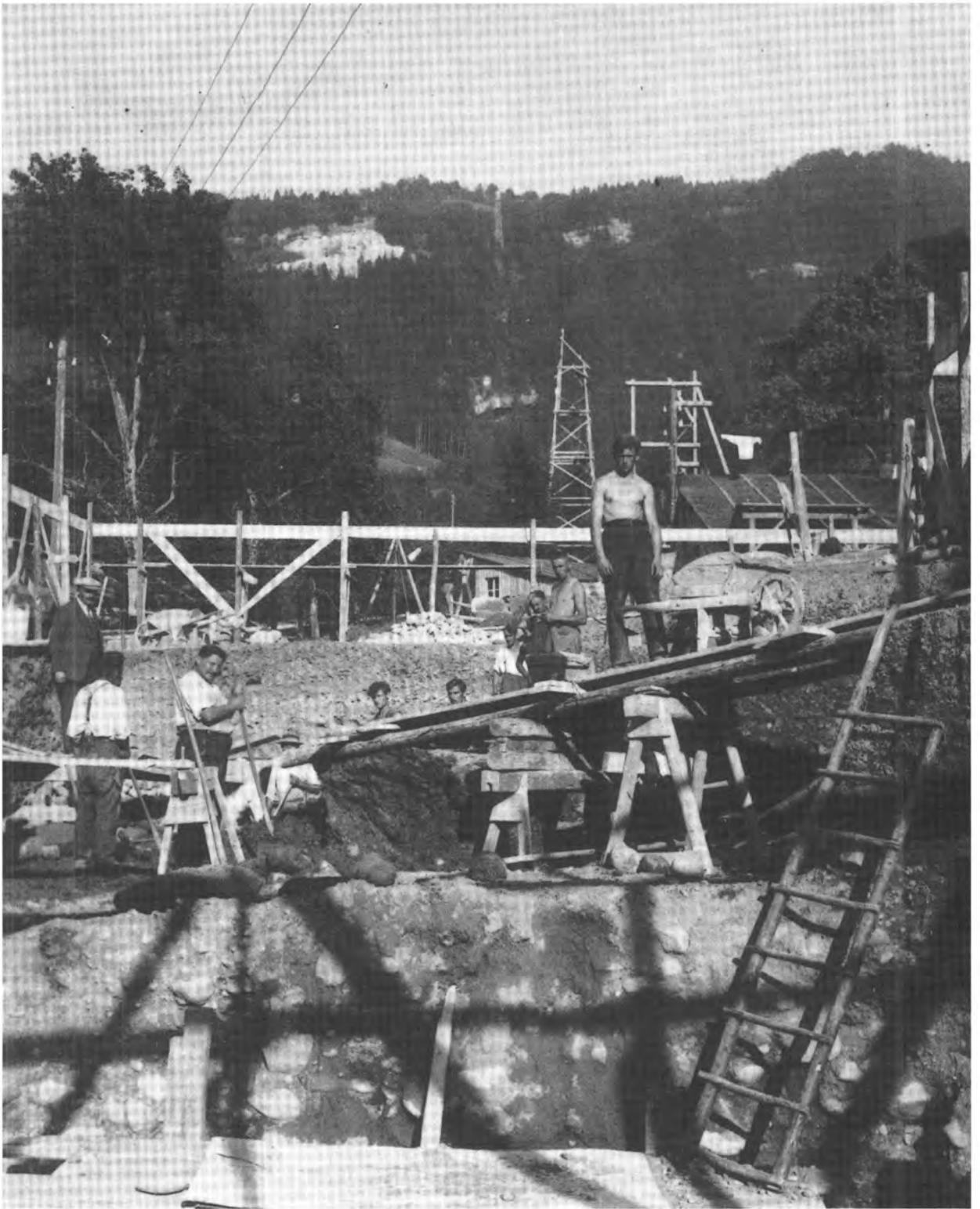
Eine Hochspannungsleitung führte über den Pfänderstock in Richtung Allgäu. Besonders in diesem Berggebiet erwies sich der Mastenbau als außerordentlich beschwerlich, mußten doch die Mastteile einzeln (wie rechts unten) mit sechsspännigen Pferdefuhrwerken an ihren Bestimmungsort gebracht und dort im Stande aufgebaut werden. Im Rheintal dagegen wurden die Masten liegenderweise zusammengesetzt und mit schweren Schleppern hochgezogen (rechts oben, 1929). Über die Kühnheit und die extremen Arbeitsbedingungen jener Monteure der Firma Brown-Boveri, die, aufgefädelt wie Schwalben, in schwindelerregender Höhe die Kabel an den Isolatoren befestigten, braucht man kaum Worte zu verlieren. Den seinerzeitigen Photographen faszinierte dagegen eher der Anblick des überdimensionalen eisernen Kabelträgers.





Der Steiger der VKW (links) wurde vom Photographen als „Held der Arbeit“ in Szene gesetzt. Das Bild stammt aus dem Jahre 1938 und wurde kurz nach der nationalsozialistischen Machtübernahme aufgenommen. Es unterscheidet sich in der gesuchten Pose und in der bewußten Handhabung des Schwarzweißkontrastes von allen anderen Bildern dieses Bandes. Durch die gewählte Lichtgebung wird der „Held“ anonymisiert, er schwingt sich quasi stellvertretend für alle Arbeiter zur Hochleistung empor. Da gab sich die Photographie der Jahre zuvor bescheidener, sie war nur selten auf wirkungsvolle Überhöhung aus. Zustände und Menschen sollten einfach bildlich festgehalten, dem Vergessen entrissen werden.





Wenn dann auch noch das Geschäftslokal eines Photographen umgebaut wurde, wie im Bild links unten jenes des renommierten Bregenzer Lichtbildners Rudolf Högler (1930), war ein Schnappschuß naheliegend; aber ohne Anspruch darauf, daß das Bild mehr sein sollte als eine Dokumentation eines später nicht mehr sichtbaren Zustandes. Gleiches gilt für die Aufnahme vom Bau der Pfänderbahn (1925), die uns heutigen Betrachtern anschaulich vorführt, wie vor gut sechzig Jahren das Fundament für einen doch recht massiven Zweckbau noch händisch ausgehoben wurde. Der „Karrettenschieber“ in der Bildmitte spürte jedenfalls am Abend, wie er tagsüber sein Geld verdient hatte.

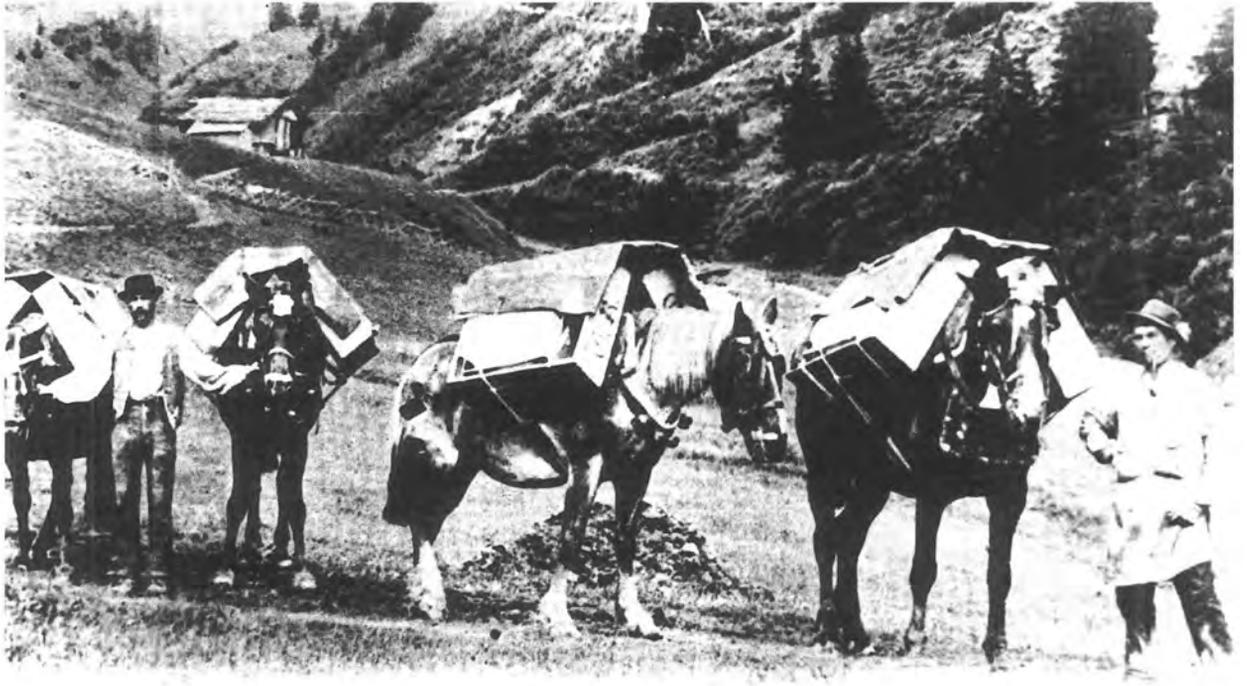
Der Anschluß an überregionale Wirtschaftszusammenhänge, der durch die Industrialisierung erheblich beschleunigt wurde, stellte auch an das Transportwesen neue Aufgaben. Rohstoffe mußten nun herbeigebracht und die Fertigwaren an oft weit entfernte Käufer gebracht werden. Zuvor hatten Vorarlberger Frächter und Boten im Rahmen des Personen- und Warenverkehrs zwischen Süddeutschland und Norditalien schon seit dem Mittelalter einen Teil dieser Nord-Süd-Verbindung bestritten. Den gesteigerten Bedürfnissen der Industrie und einer in den Export drängenden Landwirtschaft konnte das herkömmliche Transportwesen erst allmählich gerecht werden. Voraussetzung dafür waren nicht nur die Verbesserung und der Ausbau des Straßennetzes, sondern auch der Einsatz von Maschinen auf Schienen- und Wasserstraßen. Das Auto, das heute im kontinentalen Personen- und Güterverkehr die weitaus wichtigste Rolle spielt, begann erst relativ spät – nämlich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts – eine wirkliche Bedeutung neben Eisenbahn und Dampfschiff zu entwickeln. Bis dahin beherrschten die Pferdefuhrleute das Transportwesen auf der Straße, selbst die ersten Eisenbahnen und Tramways verließen sich noch auf echte Pferdestärken.

Doch viele Berggebiete Vorarlbergs waren auch von keinem Pferdefuhrwerk erreichbar. Noch zu Lebzeiten Franz Michael Felders endete etwa die ohnehin schlechte Bregenzerwaldstraße in Schoppernau; Schröcken und der Hochtannberg waren nur auf einem Weg, auf dem man wegen der Abgründe besser vom Pferd abstieg und dieses führte, zu erreichen. Dieser Ansicht war jedenfalls der Bregenzer Kreishauptmann Ebner, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrmals das ganze Land bereist hatte. Die meisten Alpenpässe konnten bis zum Beginn dieses Jahrhunderts nur mit Saumpferden überwunden werden. Die Säumerei bildete ein willkommenes Nebeneinkommen für die Tannberger und Klostertaler Bauern. Auch im Tal war „das Fahren“ für andere vielfach ein Zuerwerb der Bauern, zumindest wenn es sich um Frachten

innerhalb des Dorfes oder der näheren Umgebung handelte. Weitere oder gar Ferntransporte besorgten schon früh gewerbsmäßige Fuhrleute, später Frächter und Spediteure genannt. Die letzteren kannten schon früher für ihre Transporttätigkeit keine regionalen oder nationalen Grenzen, der Fernhandel war ihr Auftraggeber. Dies war schon so, bevor Vorarlberg zum Industriegebiet wurde. Die Speditionsfirma Gebrüder Weiss ist deshalb nicht zufällig die älteste Vorarlberger Firma; sie kann auf eine mehr als 500jährige Tradition im Transportwesen zurückblicken. Die Gründer stammten aus Fußach. Hier befand sich durch Jahrhunderte hindurch der Vorarlberger Hafen, an dem von den Bodenseelastschiffen auf Fuhrwerke umgeladen wurde (oder umgekehrt). Segelschiff, Pferdefuhrwerk und Saumpferd waren jahrhundertlang die Transportmittel unserer Breiten. Erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden sie allmählich von Bahn, Dampfschiff und Automobil abgelöst. In den bäuerlichen Regionen, die von den überregionalen Verkehrswegen nicht berührt wurden, war das Pferd bis weit ins 20. Jahrhundert als Zugtier im Einsatz. Welchen Vorteil das beispielsweise gerade für den Holztransport im unmittelbaren Holzgebiet hatte, beginnen wir erst angesichts der von Güterwegen und Traktoren verursachten Landschaftsschäden wieder zu begreifen.

Die Arbeit der Fuhrleute war nicht leicht und nur zu oft auch sehr gefährlich. Geringste Unvorsichtigkeiten führten gerade bei der Holzbringung bisweilen zu schrecklichen Unfällen; zahlreiche Bildstöcke und Wegkreuze an Bergstraßen und Güterwegen erinnern noch heute an tödliche Arbeitsunfälle.

Auch auf den Straßen hatten die Fuhrleute allzuoft ihre liebe Not, d. h. Probleme mit Roß und Wagen am häufigsten in Form von scheuenden Pferden oder gebrochenen Achsen oder Rädern. Heute noch kennen wir das geflügelte Wort, jemand „fluche wie ein Fuhrknecht“. Das läßt einiges erahnen von den Unbilden des Arbeitsalltages eines Fuhrmannes.



Vor allem Käse wurde seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, d. h. seit der Einführung der Hartkäseerei in Vorarlberg, auf Saumpferden von den Alpen und über Pässe zu den Konsumenten transportiert. Oben Säumerzug über den Tannberg um 1890, unten beladenes Saumpferd auf einer Bregenzerwälder Alpe (1929).





In Fässern verpackt wurde der Käse in die Absatzgebiete transportiert, im 19. Jahrhundert hauptsächlich in den Mailänder Raum. Der größte Bregenzerwälder Käsehändler dieser Zeit, Gallus Moosbrugger aus Schnepfau, unterhielt einen eigenen Fuhrpark. Oft waren in einer Woche mehrere seiner Gespanne gleichzeitig in Richtung Norditalien unterwegs.

Bei der Rückfahrt wurden Güter des Südens mitgebracht, vor allem Wein und Reis und – wie auf dem oberen Bild zu sehen – gebündeltes Reisstroh aus der Poebene, aus dem Reisbesen gebunden wurden. Der mit dem Käseexport verbundene Weinimport führte zum fast endgültigen Ende des einheimischen Weinbaues, dessen Erzeugnisse in Qualität und Preis mit den italienischen Weinen nicht mithalten konnten.

Die Bilder oben und links oben stammen aus den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts, links die Abreise, rechts die Heimkunft. Der Fuhrmann oben trägt die damals typische Kutscherpellerine.

Das Bild links unten verweist bereits auf eine neue Ära des Käsetransports: Per Pferdefuhrwerk wurden die Käsefässer von der Lochauer Firma Rupp in den zwanziger Jahren nur noch bis zum Bregenzer Güterbahnhof gebracht und dort für die jeweiligen Bestimmungsländer auf die Bahn verladen.





Von den Fuhrleuten abhängig waren natürlich auch die Müller, denen das Getreide gebracht und das Mehl fortgeführt werden mußte. So mußte beispielsweise das gesamte Getreide für die Bevölkerung des Bregenzerwaldes, das am Bregenzer Kornmarkt eingekauft und zum Teil im Wald selbst gemahlen wurde, bis zur Inbetriebnahme der Wälderbahn im Jahre 1901 mit Pferdefuhrwerken durchs Schwarzachtobel hinaufgezogen werden. Dabei wurden die Leiterwagen recht ordentlich beladen, wie der Transport, der eben vor der Egger Bruggmühle angekommen ist, beweist (links oben, um 1900).

Auch die fertigen Mehlerzeugnisse wurden bisweilen mit Pferd und Leiterwagen ausgeführt; jedenfalls in Lustenau, wo der Fuhrmann Holzer die Zöpfe zu den damals noch vier Konsumfilialen brachte (links unten, um 1925). Dies war allerdings nur vor Ostern nötig, an den übrigen Tagen des Jahres konnte sich die Mehrzahl nicht nur der Lustenauer eine solche Köstlichkeit nicht leisten.

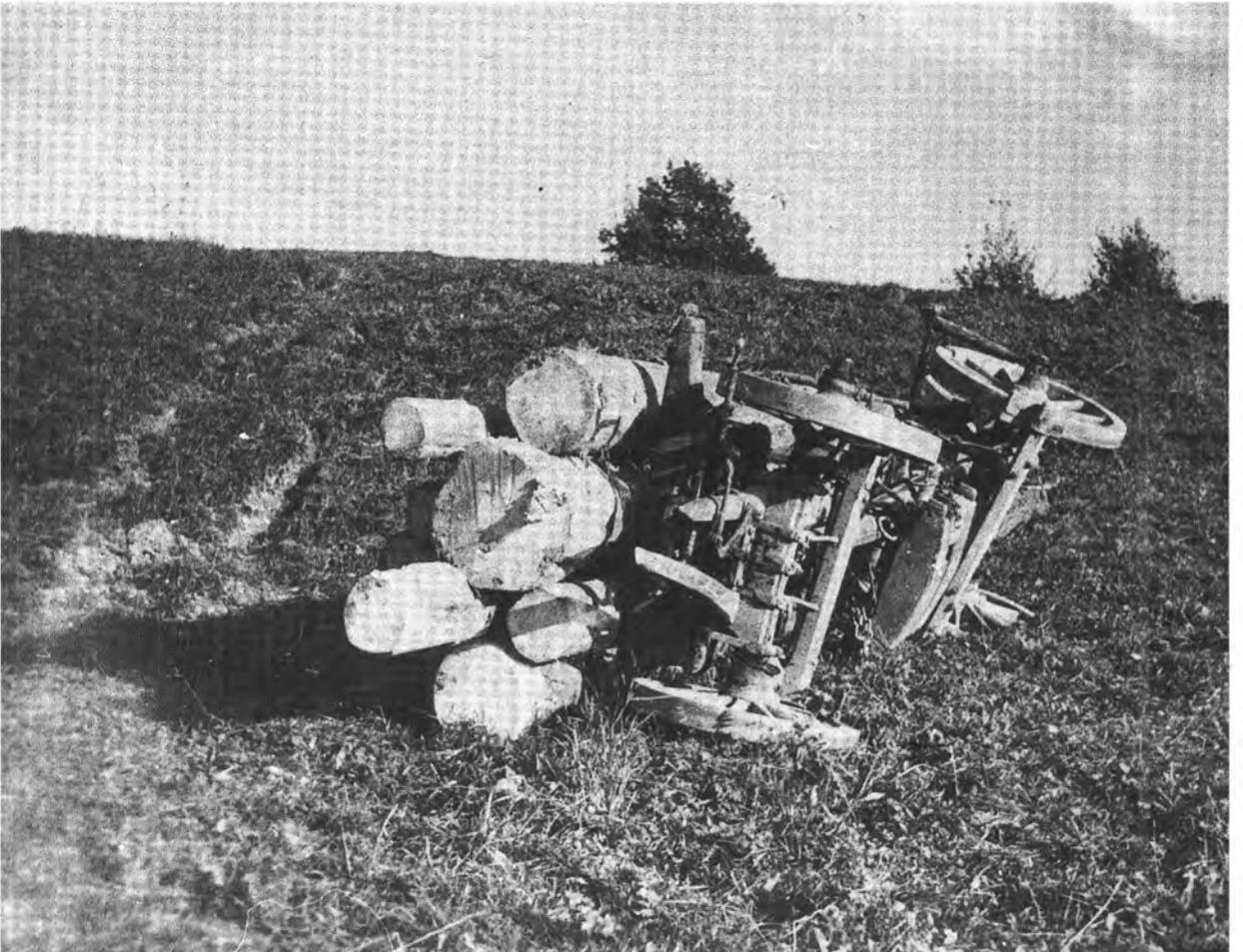
Oben ein Wolfurter Fuhrhalter beim Kiesholen in der Bregenzerach. Für solche Transporte wurden einfach die „Leitern“ vom Wagen abgenommen und durch die sogenannte „Kiestruggo“ ersetzt, deren Seitenwände je nach Bedarf geöffnet werden konnten. Die Pferde bekamen während des Aufladens den Hafertrog vorgehängt und wurden, um Verkühlungen vorzubeugen, mit einem „Roßkutzo“ abgedeckt. Das Pferd war des Fuhrmanns wichtigstes Kapital, deshalb die sorgfältige Pflege.



Neben der Herstellung von Milchprodukten für den Export bildete die Holzausfuhr die wichtigste Einnahmsquelle für viele Vorarlberger Bauern. Natürlich brauchte man auch im eigenen Land viel Holz, als Baustoff und als Brennmaterial. Das Langholz wurde zu Balken und Brettern gesägt, die Äste wurden sorgfältig zu Brennholz zerkleinert: die dickeren zu Scheiten, die dünneren zu Buscheln oder zu gehacktem „Kreas“.

Oft stellte die Holzbringung die größten Probleme an die Waldbesitzer, zumal dann, wenn sich ihre Holzmark in unwegsamem Berggebiet befand. Wo Bäche und Flüsse es ermöglichten, nutzte man die Wasserkraft zum Holztransport. In Gewässern wie oben im Mengbach (Nenzing) stieß das schwimmende Holz allerdings auf felsige Hindernisse; die Flößer mußten es deshalb mit Stoßen und Ziehen weiterweisen. Das war ein feuchter Arbeitsplatz, wenn man die dürftige Ausrüstung mitbedenkt.

Eine zweite Möglichkeit, das Langholz aus den Hochwäldern zu holen, war die mit dem Pferdeschlitten, wobei die Hölzer nur mit dem dickeren Ende auf dem Kurzschlitten, dem sogenannten „Has“, auflagen (wie rechts oben, Bregenzerwald 1925). Wer sich mit dem Wagen in zu steiles Gelände wagte, konnte leicht abstürzen. Arbeitsunfälle wie der auf dem Bild rechts unten (Pfänder, um 1930) waren leider nicht selten.





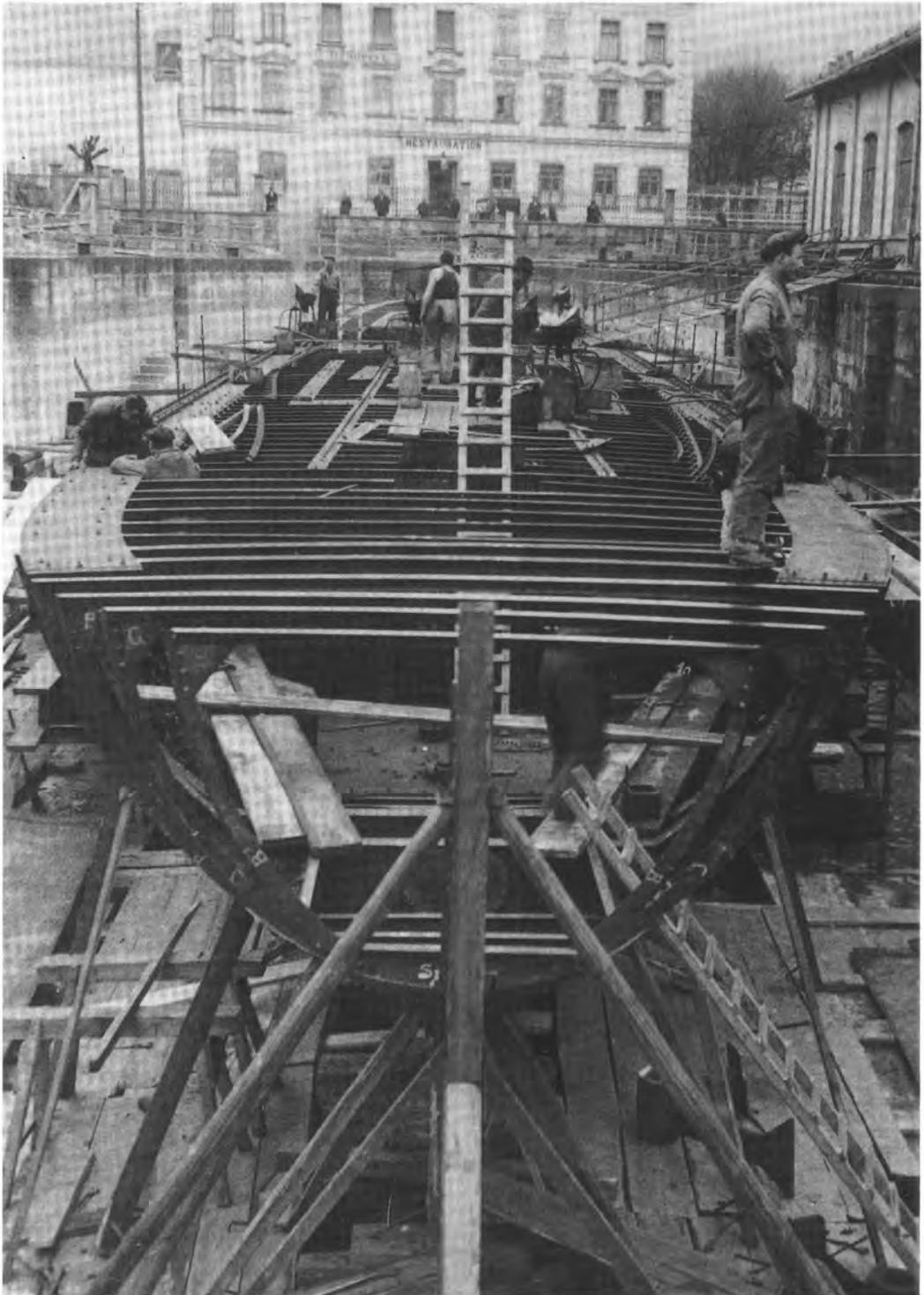
Von einem zugänglichen Ladeplatz aus wurde das Nutzholz auf den Blockwagen gerollt, mit Ketten und Knittelwinden festgezurrnt und an den Bestimmungsort transportiert. Oben ein Holzfuhrwerk in Hörbranz, unten in Egg, beide um 1930.



Die Rast für die Pferde bot auch den Fuhrleuten die Möglichkeit, die staubige Kehle zu spülen. Im ganzen Land befanden sich entlang der Hauptstraßen Gasthäuser, in denen die Männer der Straße willkommen waren. Eine der meistfrequentierten Frächterwirtschaften des Unterlandes war das nach der Jahrhundertwende neu errichtete Gasthaus „Zur Hohen Brücke“ zwischen Bregenz und Dornbirn (oben, 1909). Zwei Dachdecker stellten sich beim Phototermin mutig auf das schmale Erkertürmchen. Daß die Fuhrleute in diesem und in anderen Gasthäusern auch in der warmen Jahreszeit kühles Bier bekamen, verdankten sie den Eisblöcken, die auf den brauereieigenen „Eisgalgen“ gefroren, im Brauereikeller eingelagert und schließlich den Wirten mit dem Bier geliefert wurden. Rechts Fuhrleute vor dem „Eisgalgen“ der Hohenemser Brauerei Engelburg um 1928.

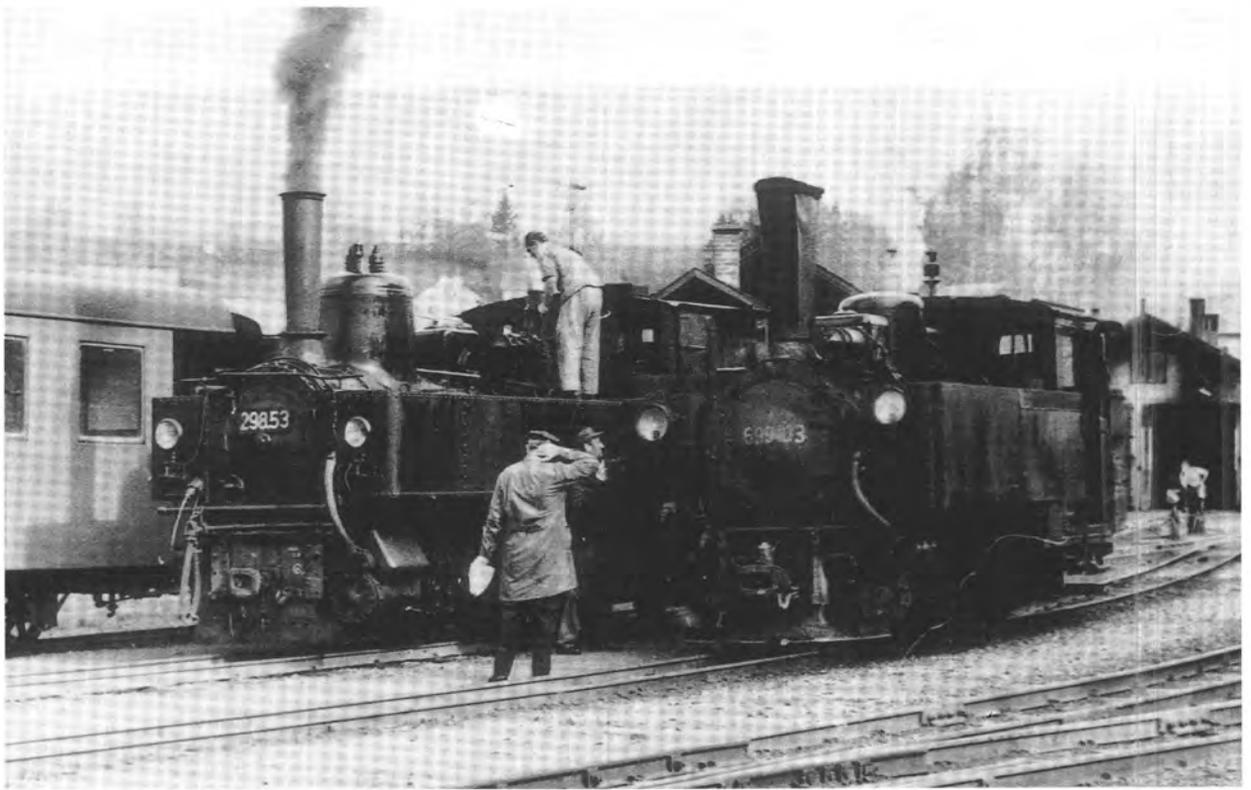


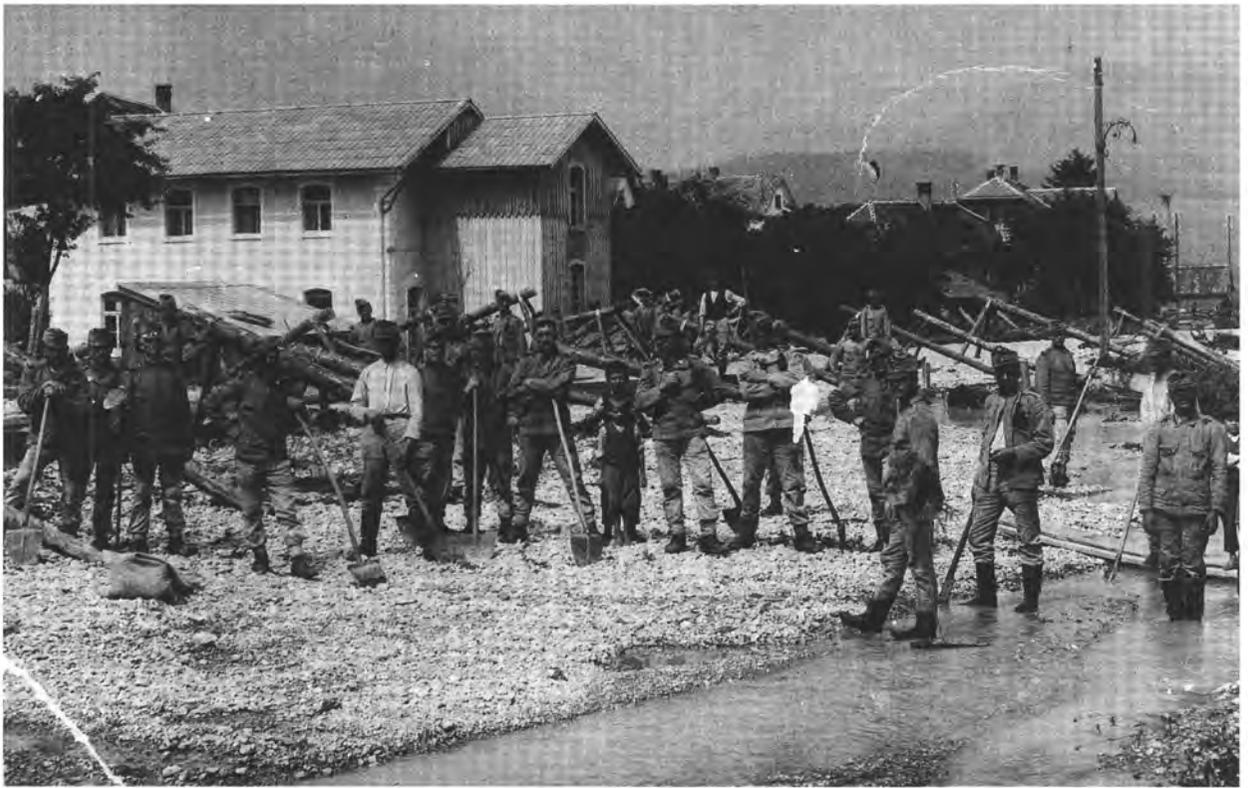




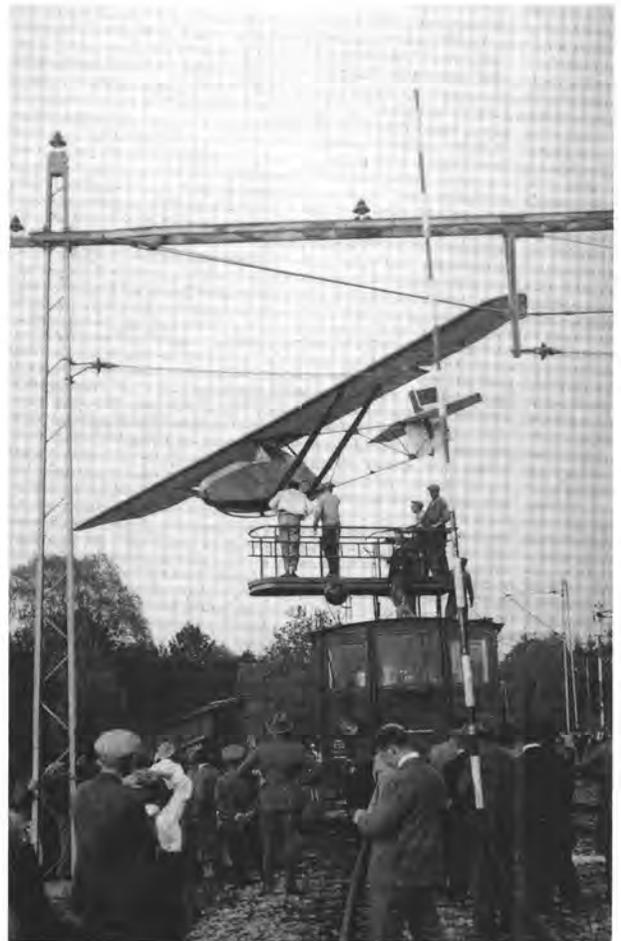
Auch auf dem Bodensee begannen mit den Motorschiffen neue Zeiten. Da diese ein weit größeres Lade- und Eigengewicht und damit auch mehr Tiefgang als die ehemaligen Lastensegler hatten, mußte der Bregenzer Hafen ausgebaut werden (links oben, 1893). Schwerbeladene Kiesschiffe wurden noch in den dreißiger Jahren – wie auf dem Bild links unten in Bregenz – mit Schubkarren entladen.

Ebenfalls als eine Folge der Industrialisierung und Verstärkerung ist das Bedürfnis von immer mehr Menschen nach gestalteter Freizeit anzusehen. Ausflüge mit den neuen Verkehrsmitteln rangierten dabei an vorderer Stelle. Der Nachfrage konnte nur durch die Inbetriebnahme neuer Schiffe entsprochen werden. Im Bregenzer Trockendock, das 1940 zugeschüttet wurde, ließen die Bundesbahnen deshalb 1928 das Motorschiff „Österreich“ bauen (oben).





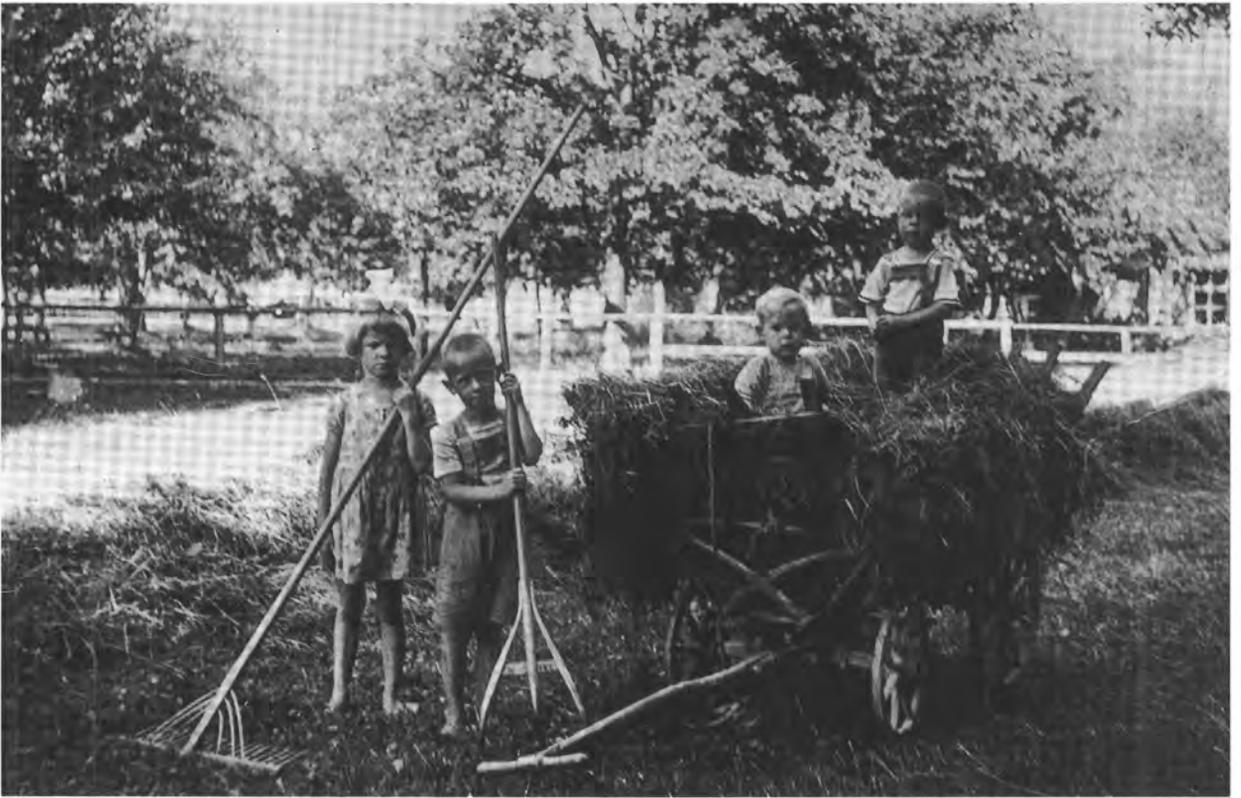
Ohne ständige Wartung (links oben wird eben geölt, Bezaun um 1925) und ohne Kohlenschaufler kein Betrieb von Dampflokomotiven; das betraf das Heizen ebenso wie das Um-, Auf- und Abladen. Am Bludenzener Bahnhof, wo der Kohleumschlag für die Arlbergbahn besonders ausgiebig war, wurden während des Ersten Weltkrieges Frauen als Schauflerinnen eingesetzt (links unten, 1917). Nur das bahntechnische Fachpersonal war nicht zum Kriegsdienst eingezogen worden. Ein funktionierendes Eisenbahnsystem bildete einen entscheidenden Faktor im Rahmen des gesamten Kriegsapparates. Auch mit anderen Unbilden mußte die Bahn fertigwerden. Seien es Naturkatastrophen wie die Nenzinger Überschwemmung des Jahres 1910, wo zur Räumung der Straßen und Schienenanlagen ein Kremser Pionierregiment angefordert werden mußte (oben) ; oder sei es ein ungeplanter Besuch der zukünftigen Konkurrenz in der bahneigenen Oberleitung. Im Jahre 1934 mußten jedenfalls die schnell herbeigeführten Leitungsmonteur in Hohenems einen Segelflieger aus den Fängen der Stromkabel bergen (rechts).



Das folgende Kapitel fällt etwas aus dem Rahmen, denn es geht darin nicht um einen Erwerbsektor, sondern um eine Personengruppe. Die erwerbsmäßige Beschäftigung von Kindern ist ein schmerzvolles Kapitel unserer Geschichte, an das zu erinnern nicht schaden kann. Noch im 19. Jahrhundert war für die meisten Vorarlberger Kinder regelmäßiges Arbeiten im Rahmen der Hauswirtschaft so selbstverständlich wie in den Jahrhunderten zuvor. Dieser Zustand begann sich erst mit der bereits beschriebenen Trennung von Haushalt und Erwerbsarbeit, also mit der Industrialisierung, zu verändern. Einerseits gab es nun mit der Heranbildung des Bürgertums vor allem in den Städten zunehmend Kinder, die keine über haushaltliche Hilfsdienste hinausgehende Arbeit zu leisten hatten, andererseits vermehrte sich die Zahl jener Kinder, die – um mit ihren Familien überleben zu können – einer regelmäßigen Fabriksarbeit nachgehen mußten. Der aufblühenden Textilindustrie waren arbeitswillige Kinder willkommen wie kaum einem anderen Wirtschaftszweig: Zum einen gab es hier eine Reihe von Arbeiten, die auch Kinder verrichten konnten, zum anderen konnten Kinder, auch wenn sie gleiche Arbeit wie Erwachsene verrichteten, wesentlich schlechter bezahlt werden. Erst als in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts das Ausmaß von Verelendung und Verwahrlosung nicht mehr hinter den hohen Fabrikmauern verborgen werden konnte und als der Staat die Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht ernster zu nehmen begann, entstand eine kritische Diskussion, die schließlich 1885 zum Verbot der Fabriksarbeit für Kinder unter 14 Jahren führte. In keinem anderen Gebiet der Monarchie waren bis zu dieser gesetzlichen Festlegung so viele Kinder – durchschnittlich dreizehn Stunden am Tag – in den Fabriken wie in Vorarlberg. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Behörden die Kinder immer

regelmäßiger zumindest für einige Zeit zum Schulbesuch verpflichteten, förderten die Feldkircher Unternehmer den Zuzug armer, kinderreicher Familien aus Graubünden. Die Rechnung, daß ausländische und dazu noch romanisch sprechende Kinder nicht der Schulpflicht unterlägen, ging immerhin nur eine Zeitlang auf. Im übrigen verlagerte sich die industrielle Kinderarbeit nach dem Verbot von 1885 in den Bereich der unkontrollierbaren Heimindustrie. Gerade in der Stickerei fanden sich wieder Arbeiten wie Schifflifüllen oder Fädeln, die gut von Kindern verrichtet werden konnten. Für viele Stickerkinder waren die täglichen Schulstunden nichts anderes als Arbeitspausen.

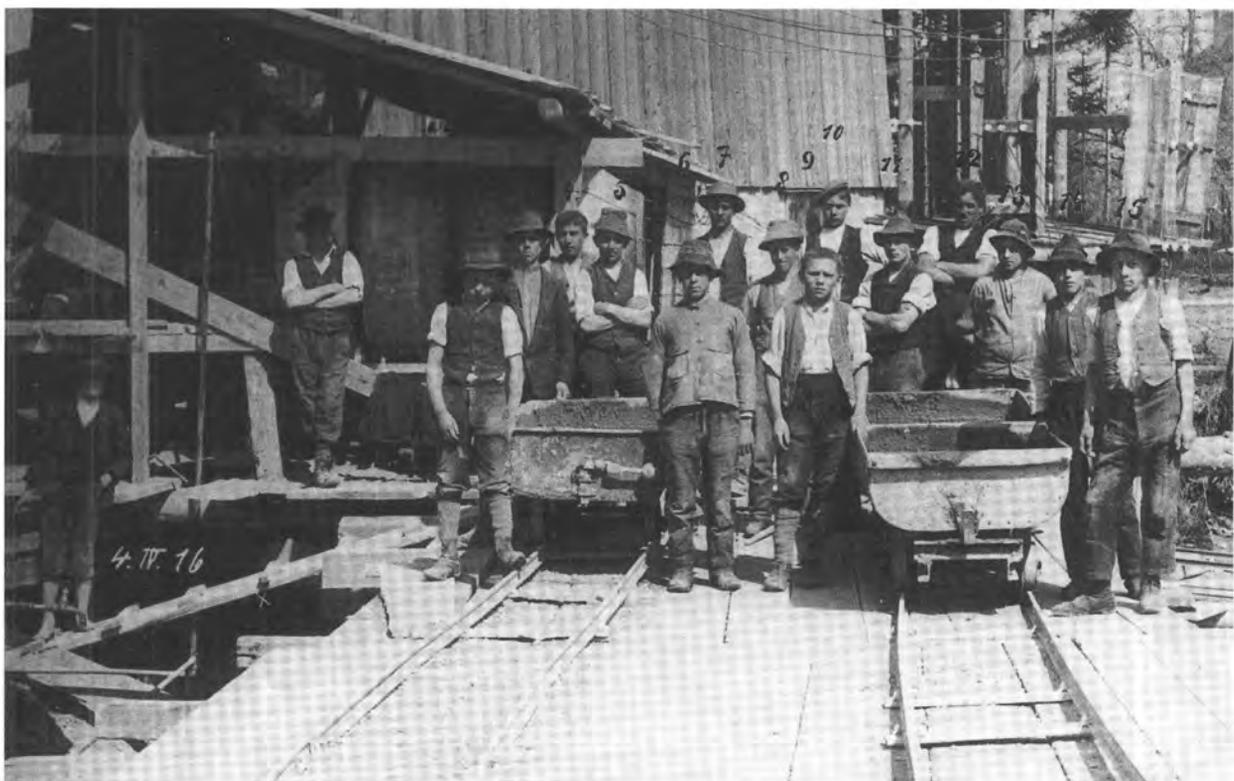
Nicht grundsätzlich anders war die Situation der Kinder in der Landwirtschaft. Die Mehrheit der Höfe hatte eine Betriebsgröße, die keine Anstellung von fremdem Personal erlaubte. Die Kinder bildeten deshalb unverzichtbare Hilfskräfte; Arbeit gab's für alle Altersstufen. Wo man allerdings mehr Kinder als Arbeit hatte, mußten diese „fremdes Brot essen“. Für Vorarlberger Kinder hieß das meistens, daß sie über den Sommer als Hütekinder „ins Schwabenland“ mußten. Im besten Falle bekamen sie dafür neues „Häß“, oft aber auch nur die Kost. Es ist noch nicht so lange her, daß man unfolgsamen oder faulen Kindern mit dem „Schwabenland“ drohte. Das war aber bereits eine verzerrte Sicht vergangener Verhältnisse. Tausende von Vorarlberger Kindern mußten in den vergangenen Jahrhunderten nicht aus disziplinären Gründen in fremde Dienste, sondern ausschließlich deshalb, weil man sie zu Hause nicht hätte ernähren können. Aber auch in den früheren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war Kinderarbeit keineswegs so verpönt wie heute. Immer wieder gab es Anlaßfälle, in denen man auf die Kinder als billige Arbeitskräfte zurückgriff. Dazu liefern die folgenden Bilder einige Beispiele.



Was hier wie ein Kinderspiel aussieht, war durchaus nützliche Arbeit. Das Mädchen mit Rechen, der größere Bub mit Ladegabel und die Kleinen beim „Heustampfen“ – alle Rollen sind schon richtig verteilt (oben, Wolfurt 1928). Aus Schlacke, die ein Fabriksofen reichlich und wohlfeil zurückließ, formten diese Hörbranner Buben anfangs der dreißiger Jahre mit ihrem Vater Ziegel, aus denen anschließend ein Eigenheim erbaut wurde. Der Lohn für diese Mühe war immerhin eine neue Wohnqualität für alle Beteiligten (unten).



Besonders für den landwirtschaftlichen Ernteeinsatz bildeten Kinder eine leicht abrufbare Arbeitskräftereserve. Und da die Erwachsenen der Ansicht waren, daß sich Kinder leichter bücken, waren sie die idealen Bohnenpflücker (oben, Hörbranz 1910). Wie die jungen Erntehelfer im konkreten Falle entlohnt wurden, ist unbekannt. Die Freizeitwegmacher auf dem unteren Bild erhielten dagegen am Ende des Arbeitstages Schübling und Brot, und zwar vom Industriellen Viktor Hämmerle persönlich, der den Wegebau in seiner Heimatstadt Dornbirn zu seinem eigenen Anliegen gemacht hatte (1935).



Auch in Kriegszeiten wurden die Jungen verstärkt „hergenommen“, und zwar zu Gelegenheitsarbeiten wie jene Wolfürter Buben, die beim Kupferabsammeln während des Ersten Weltkrieges (1916) helfen mußten, oder zu regelmäßiger Arbeitsleistung. Die Burschen beim Bau der Lauteracher Brücke (unten, 1916) hatten die zum Militär eingezogenen Arbeiter zu ersetzen.

Bildquellennachweis

- Folgende Personen und Institutionen haben Bilder zur Verfügung gestellt (o. = oben, u. = unten):
- Archiv der Marktgemeinde Lustenau: S. 14 u., 17 o., 19 u., 23, 24 u., 27 u., 33 o., 43 o., 54 o., 59, 91 o., 112 u.,
- Erwin Bennat, Lochau: S. 10, 12 u., 13, 16, 25 o., 38 o., 44, 51, 70 u., 88 u., 95, 102 u., 104, 105 o., 105 u., 115 u.,
- Wolfgang Berchtold, Götzis: S. 90 u.,
- Bodensee-Fischereimuseum Ermatingen: S. 45 u.,
- Dokumentensammlung der Malin-Gesellschaft im Vorarlberger Landesarchiv: S. 38 u., 49, 53 u., 56, 62, 81 o., 100 o., 100 u., 101, 102 o., 103, 107, 120 u., 125 u.,
- Elmar Fröweis, Lauterach: S. 37, 47,
- Karl Gamon, Nenzing: S. 9 u., 19 o., 22 o., 22 u., 76 o., 87, 88 o., 114, 121 o.,
- Gemeindearchiv Bezau: S. 7, 34 u., 39, 42, 83 o.,
- Gemeindearchiv Hörbranz (Sammlung Rupp/Tschol): S. 17 u., 18 o., 36 u., 48 u., 81 u., 92 o., 116 o., 123 u., 124 o.,
- Manfred Getzner, Feldkirch: S. 63 o., 64 o.,
- Dr. Richard Huter, Bregenz: S. 9 o., 20 u., 21 o., 41 u., 50 o., 75 u., 89 u., 90 o., 98 o., 109 u., 117 o., 119,
- Firma Intemann, Bregenz: S. 41 o.,
- Kulturkreis Hohenems: S. 21 u., 25 u., 33 u., 53 o., 60 o., 61, 63 u., 82 o., 86 o., 92 u., 117 u., 121 u.,
- Rudolf Meßmer, Lochau: S. 45 o.,
- Hubert Mohr, Wolfurt: S. 12 o., 14 o., 24 o., 27 o., 35, 40, 43 u., 48 o., 54 u., 86 u., 91 u., 113, 123 o., 125 o.,
- Christoph Mittelberger, Bregenz: S. 32, 52 o., 93 u., 106 o.,
- Franz Pichler, Hörbranz: S. 79, 83 u.,
- Dr. Wolfgang Rusch, Bregenz: S. 50 u.,
- Hildegard Sagmeister, Lochau: S. 11 u., 18 u., 110 u.,
- Karl Sagmeister, Bregenz: S. 55,
- Otto Sagmeister, Lochau: S. 52 u., 67, 70 o., 71 o., 71 u.,
- Jubiläumsschrift der Fa. A. Seewald, Dornbirn: S. 77 o., 77 u.,
- Stadtarchiv Bregenz: S. 80, 84 u., 85, 89 o., 98 u., 99, 106 u., 118 o., 118 u.,
- Stadtarchiv Dornbirn: S. 60 u., 64 u., 65 o., 65 u., 66 o., 66 u., 76 u., 124 u.,
- Firma Suchard, Bludenz: S. 72 o., 72 u., 73, 74 o., 74 u.,
- Willi von der Thannen, Egg: S. 11 o., 20 o., 26, 28 o., 28 u., 29, 36 o., 110 o., 111, 112 o., 115 o., 116 u., 120 o.,
- Mag. Christoph Volaucnik, Bregenz: S. 68 o., 68 u., 69 o., 69 u., 75 o.,
- Vorarlberger Landesmuseum: S. 82 u., 84 o., 93 o., 94 o., 94 u., 96 o., 96 u., 97, 109 o.,
- Hildegard Wagner, Bregenz: S. 34 o.,

- BAUER Andrä: Entvölkerung und Existenzverhältnisse in Vorarlberger Berglagen, Bregenz 1930.
- BERTSCH Christoph: ... und immer wieder das Bild von den Maschinenrädern. Beiträge zu einer Kunstgeschichte der industriellen Revolution, Berlin 1986.
- BILGERI Benedikt: Geschichte Vorarlbergs, bes. Band IV, Wien 1982.
- BOHLE Albert: Grüße aus Alt-Dornbirn. Stadt und Leute auf alten Ansichtskarten, Bregenz 1988.
- BÖSCH Adolf: Lustenau gestern – heute, Lustenau 1982.
- BRÜSTLE Ferdinand: Die Entstehung und Entwicklung der Vorarlberger Stickerei, Dornbirn 1965.
- BUNDSCHUH Werner/WALSER Harald (Hg.): Dornbirner Stadt-Geschichten. Kritische Anmerkungen zu 100 Jahren politischer und gesellschaftlicher Entwicklung, Bregenz 1987.
- DREIER Werner: Zwischen Kaiser und „Führer“. Vorarlberg im Umbruch 1918–1938, Bregenz 1986.
- DREXEL Karl: Die wirtschaftliche Lage der Stickerinnen des Landes Vorarlberg, Bregenz 1910.
- FELDER Franz Michael: Sämtliche Werke, Bregenz 1973 ff.
- FEST- und JUBILÄUMSSCHRIFTEN verschiedener Vorarlberger Firmen.
- FINK Barnabas: Die Wirtschaftsverhältnisse in Vorarlberg, in: Heimatkunde von Vorarlberg, Heft 6: Wirtschaft und öffentliches Leben, Leipzig-Wien-Prag 1931.
- FITZ Arno Johannes: Die Frühindustrialisierung Vorarlbergs und ihre Auswirkungen auf die Familienstruktur, Dornbirn 1985.
- GAMON Karl: Nenzing in alten Ansichten, Zaltbommel/NL 1984.
- GERTER Elisabeth: Die Sticker, Roman, Aarau 1938.
- GETZNER Manfred: Getzner & Companie in Feldkirch und Nenzing, Feldkirch 1984.
- GMEINER Emmerich: Grüße aus Alt-Bregenz. Stadt und Leute auf alten Ansichtskarten, Bregenz 1987.
- GREUSSING Kurt (Hg.): Im Prinzip: Hoffnung. Arbeiterbewegung in Vorarlberg 1870–1946, Bregenz 1984.
- GREUSSING Kurt: Die Befreiung der Maschine. Dokumentarische Photographie in Vorarlberg, in: Frühe Photographie 1840–1914. Das optische Gedächtnis der Bodenseelandschaft, Friedrichshafen 1985, S. 166 bis 179.
- HANNI Werner: Zur Geschichte der Arbeitskämpfe in Tirol und Vorarlberg von 1870–1918, Innsbruck 1983.
- HEIM Siegfried/MOHR Hubert: Wolfurt in alten Bildern, Wolfurt 1983.
- JOHLER Reinhard: Mir parlen Italiano und spreggen Dütsch piano. Italienische Arbeiter in Vorarlberg 1870–1914, Feldkirch 1987.
- KUHN Elmar: Industrialisierung am See, in: D. Schott/W. Trapp (Hg.): Seegründe. Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes, Weingarten 1984, S. 167 bis 209.
- NUSSBAUMER Konrad/WEISS Hans: Die Leute von Langenegg, Köln 1987.
- PETER Norbert: Hohenems. Alte Bilder einer jungen Stadt, Hohenems 1988.
- SCHEUCH Manfred: Geschichte der Arbeiterschaft Vorarlbergs bis 1918, Feldkirch 1978.
- SINZ Egon: Kennelbach. Die Geschichte einer Industriegemeinde, Kennelbach 1987.
- STADLMANN Franz: Vom Tagwerk der Jahrhundertwende, Bilder der Arbeit 1870–1930, Wien 1985.
- TIEFENTHALER Meinrad (Hg.): Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner. Ein Zeitbild Vorarlbergs aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Dornbirn 1950.
- UHLIG Otto: Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1978.
- WANNER Gerhard: Kinderarbeit in Vorarlberger Fabriken im 19. Jahrhundert, Feldkirch 1986.
- WICHNER Josef: Im Schneckenhause. Ein Volksroman, bearbeitet von E. Haller und H. Wehinger, Bregenz 1985.
- ZANG Gert (Hg.): Arbeiterleben in einer Randregion, Konstanz 1987.

